



stadt:pilot

Die Dinge mit anderen
Augen sehen – ein Heft über
internationale Austauschformate
und neue Netzwerke in der
Stadtentwicklung

21

Juni 2022

MAGAZIN
zu den Pilotprojekten
der Nationalen
Stadtentwicklungspolitik

Perspektive wechseln

Es sind diese magischen Momente der gegenseitigen Inspiration und der neuen Perspektiven, die uns verändert aus einer Begegnung herauskommen lassen. Angesichts der gesellschaftlichen Spaltung und einer oft reflexhaften Herabwürdigung anderer Standpunkte kann man nicht genug betonen: In der Begegnung von Menschen mit unterschiedlichen Sichtweisen kann auch positive Resonanz entstehen – zuerst in den Köpfen und schließlich auch in der gebauten Stadt. Um die nötige Kraft zur Transformation anzustoßen, braucht es den persönlichen Austausch über Grenzen hinweg. Doch die aktuelle Weltlage stimmt leider alles andere als optimistisch. Die multiple globale Krise ist überall spürbar. Es sind Zeiten, in denen der Wert internationaler Zusammenarbeit und Solidarität umso klarer zutage tritt. Sowohl in der Nationalen als auch in der Internationalen Stadtentwicklungspolitik bauen wir auf gute Netzwerke. In diese Kooperationen und Diskursformate, die zum Perspektivwechsel ermuntern und innovative Lösungen in der Stadtentwicklung fördern, soll hier ein lebendiger Einblick gegeben werden. Lassen Sie sich gerne zum Nachahmen anregen! Vielleicht wird auch die Lektüre dieses Heftes eine kleine Resonanzerfahrung. Das würde uns freuen.

0 4	INTERVIEW
	Bundesministerin <u>Klara Geywitz</u> über die Schlüsselrolle der Städte
0 6	WHEN BOTTROP MEETS PITTSBURGH
	Ehemalige <u>Industriestädte</u> , die sich auf ihrem Weg in die Zukunft gegenseitig voranbringen
1 0	YOU NEVER WALK ALONE
	Diese <u>internationalen Netzwerke</u> bietet die Nationale Stadtentwick- lungspolitik
1 1	» WIR KÖNNTEN DIREKT LIEFERN «
	Das deutsch-ukrainische <u>D4UC-</u> Netzwerk in Zeiten des Krieges
1 4	LERNEN VON SÜDAFRIKA
	Ein deutscher Stadtplaner berichtet von seinen <u>Erfahrungen</u>
1 6	FANTASIEMACHT STARK
	INSPIRATIONEN AUS DER Ausstellung » <u>Living the City</u> «
1 9	RESONANZMOMENTE
	Wie kommt es zu gelingenden <u>Welt-</u> <u>beziehungen</u> ? Ein Gespräch mit dem Soziologen Hartmut Rosa
2 2	FRUCHTBARES PARADOX
	<u>Porträt</u> eines deutschen Bürgermeisters in Rumänien
2 3	KOLUMNE
	Über globale <u>Perspektivwechsel</u> an einem unerwarteten Ort
2 4	FIGHT CLUB HANNOVER
	Die neue <u>Streitfreude</u> in der kreativen Stadtentwicklung
2 6	FUTUR FRANKFURT
	Die Mainmetropole mit anderen Augen sehen. Ein <u>Stadtspaziergang</u>
3 0	IMPRESSUM



Foto: David Avazzadeh / Connected Archives

Im Spiegel der anderen können wir uns und unsere Möglichkeiten besser erkennen. Deshalb ist es gut, von Zeit zu Zeit aus den Routinen ausbrechen, um andere Menschen und ihre Perspektiven kennenzulernen. Das will auch der stadt:pilot diesmal tun. Es folgt ein Blick weit über den deutschen Tellerrand hinaus

Reflektiert Euch mal

»Die Städte haben eine

Interview

Es sind krisenhafte Zeiten. Zentrale Zukunftsfragen müssen auf lokaler Ebene beantwortet werden. Welche Rolle spielt dabei der internationale Austausch zwischen Stadtakteuren? Darüber haben wir mit Bundesministerin *Klara Geywitz* gesprochen

Interview: Oliver Gehrs



Für Klara Geywitz, Bundesministerin für Wohnen, Stadtentwicklung und Bauwesen, steht die Nationale Stadtentwicklungspolitik weit oben auf der Agenda

Wo sehen Sie aktuell die größten Herausforderungen für Städte?

Tatsächlich häufen sich in den letzten Jahren weltweit die Herausforderungen für Städte: der Klimawandel, die Pandemie, ein Krieg an der Schwelle zur EU, der uns erschüttert und zwingt, urbane Resilienz in neuen Facetten zu sehen. Diese Krisen sind zwar globaler Natur, haben aber auch einen direkten Einfluss auf die lokalen Lebensverhältnisse in deutschen Kommunen. So müssen viele Großstädte ebenso wie ungezählte Klein- und Mittelstädte ihre Zentren nach der Pandemie neu aufstellen, Ahrweiler muss sich nach dem Hochwasser neu erfinden, Frankfurt an der Oder hat gleich nach dem Kriegsbeginn in der Ukraine Tausende von Geflüchteten am Bahnhof willkommen geheißen. Und das sind Probleme, die sich nicht nur in Europa spiegeln, sondern weltweit. Es kommt jetzt darauf an, die Vielzahl unterschiedlichster Herausforderungen gut im Blick zu behalten und die richtigen Instrumente zu finden, um ihnen zu begegnen.

Foto: Jonas Holtzhaus / laif

Schlüsselrolle«

Welchen Beitrag versprechen Sie sich dabei von internationalen Lern- und Austauschformaten?

Die meisten Herausforderungen unserer Kommunen stellen sich auch weltweit, deshalb greifen rein nationale Antworten zu kurz. Aus diesem Grund habe ich mich entschieden, unter unserer diesjährigen deutschen G7-Präsidentschaft einen neuen »Track« zur nachhaltigen Stadtentwicklung zu starten, um mich mit meinen internationalen Kollegen darüber auszutauschen und zu schauen, wie wir unsere Kräfte bündeln können. Vor allem spielt sich Stadtentwicklung aber natürlich in den Kommunen ab, dort werden die eigentlichen Lösungen für Nachhaltigkeit, sozialen Zusammenhalt und zukunftsfähige Mobilität gefunden. Für eine gute kommunale »Erdung« der internationalen Stadtentwicklungspolitik müssen deshalb unbedingt auch die internationalen kommunalen Partner mit am Tisch sitzen.

Welche Rolle wird die Nationale Stadtentwicklungspolitik angesichts dieser multiplen globalen Krisen künftig spielen?

Eine noch wichtigere Rolle. Sie ist ein sehr besonderes Instrument. Der Bund, die Bundesländer und die kommunalen Spitzenverbände haben sich vor 15 Jahren zusammengetan und sie als ein gemeinsames Großprojekt für Vernetzung, Erfahrungsaustausch und Innovation angestoßen. Dabei ging es weniger darum, die Lösungen bestimmter Orte anderswo eins zu eins zu übernehmen, sondern vielmehr um eine übergreifende Zusammenarbeit, die uns im Denken weiterbringt. Unsere Herausforderungen von morgen werden woanders bereits durchlebt – deshalb ist es so wichtig, sich in andere Kontexte hineinzuversetzen, die Perspektive zu wechseln und eigene eingeschliffene Handlungsmuster anhand von konkreten Projekten kritisch zu hinterfragen.

Hat Deutschland sein stadtentwicklungspolitisches Instrumentarium durch den internationalen Austausch denn schon erweitert?

Tatsächlich ist das so. Hier ein Beispiel: Das Prinzip der Koproduktion in der Neuen Leipzig-Charta wurde maßgeblich durch die Zusammenarbeit mit unseren Partnern in Südafrika und der Ukraine geprägt. Das sind Länder, in denen sich die Akteurslandschaften deutlich von denen in Deutschland unterscheiden. Die Ukraine hatte schon immer eine starke Zivilgesellschaft, die oft eine Führungsrolle für Stadtentwicklung übernommen hat. In Südafrika stehen städtische Projekte unter viel kritischerer Beobachtung als in Deutschland: Wenn sie ohne niedrigschwellige Bürgerbeteiligung umgesetzt wurden, wurden sie oft ignoriert, oder es kam sogar zu Vandalismus. Wir schätzen sehr, dass wir mit unseren internationalen Kollegen eine gute Fehlerkultur pflegen. Da wird ganz offen auch über misslungene Projekte gesprochen, sodass alle gemeinsam daraus lernen können.

Welche Ziele hat sich Deutschland für das World Urban Forum Ende Juni in Katowice gesetzt?

Das ist eine sehr wichtige Veranstaltung für uns. Dieses globale Austauschformat findet zum ersten Mal in Osteuropa statt, an einem sehr symbolischen Ort. Polen und die polnischen Kollegen haben einen großen Beitrag zur Erarbeitung der Neuen Leipzig-Charta geleistet und passen ihre eigene Nationale Stadtentwicklungspolitik sehr konsequent an dieses

strategische Rahmenwerk an. Unser großes Ziel für die Veranstaltung ist es, unsere nationalen, europäischen, internationalen und multilateralen Bemühungen in der Stadtentwicklung zusammenzubringen und mit den Partnern rückzukoppeln.

Wie würden Sie den deutschen stadtentwicklungspolitischen Ansatz internationalen Partnern gegenüber mit wenigen Sätzen beschreiben?

Es gibt zwei Kernbotschaften. Die eine haben wir bereits in der Neuen Leipzig-Charta aufgearbeitet: die transformative Kraft der Städte für das Gemeinwohl. Die sozialen Disparitäten werden räumlich immer spürbarer, und diesen Trend müssen wir gemeinsam umkehren. Die Städte haben da eine Schlüsselrolle. Die zweite Botschaft betrifft Stadtentwicklung und ihre herausgehobene Bedeutung für Demokratie und das Vertrauen in Verwaltung. In partizipativ ausgelegten Projekten können die Bürgerinnen und Bürger einen direkten Beitrag für ihr Wohnumfeld leisten und sich so mehr mit ihrer Stadt identifizieren. Stadtentwicklung ist Gesellschaftspolitik mit Raumbezug. Sie ist essenziell für den gesellschaftlichen Zusammenhalt.

Und welche erfolgreichen Prinzipien deutscher Stadtentwicklung wurden bereits andernorts adaptiert?

Zum Beispiel hat sich das südafrikanische Partnerministerium in der Erarbeitung des »Integrated Urban Development Framework« an der deutschen Nationalen Stadtentwicklungspolitik orientiert, die ukrainischen Kollegen haben die integrierte Stadtentwicklungsplanung auch in ihrem Baugesetzbuch verankert. Obwohl die Ausgangslagen so unterschiedlich zu sein scheinen, ist diese Methode ein gemeinsamer Nenner.

Lassen sich auch konkrete Methoden von einem Land aufs andere übertragen?

Die Frage der Übertragbarkeit ist der eigentliche Trick an der internationalen Zusammenarbeit. Man kann nicht davon ausgehen, dass Instrumente eins zu eins übernommen werden können – nicht von Deutschland aus Südafrika, aber auch nicht aus den USA in Deutschland. Man kann einige Impulse mitnehmen und auch voneinander lernen. Aber den eigentlichen Wert sehen wir im gemeinsamen Schaffen von Innovation – eine Offenheit für Neues, kreatives Denken und die Fähigkeit, eigene Denkmuster zu hinterfragen.

Viele deutsche Städte sind in Partnerschaften und internationalen Netzwerken mit ukrainischen Städten verbunden. Wie stellt sich die Situation aktuell dar?

Wir haben das deutsch-ukrainische Netzwerk 2016 ins Leben gerufen, um Städte aus beiden Ländern zusammenzubringen, sie an konkreten Stadtentwicklungsprojekten zusammenarbeiten und sich gegenseitig beraten zu lassen. Im März 2022 sollte unsere nächste Netzwerkstaffel zum Thema »Öffentlicher Raum« starten. Umso schmerzhafter ist es, die dramatischen Bilder aus den ukrainischen Partnerstädten zu sehen. Dieser schreckliche, völkerrechtswidrige Krieg hat mich persönlich und fachlich sehr stark mitgenommen. Aber dadurch, dass unser Lernnetzwerk bereits virtuell zusammengefunden hatte, konnten wir auf dieser Plattform sehr kurzfristig einen Austausch und humanitäre Hilfe durch deutsche Kommunen organisieren. Wir hoffen natürlich sehr, dass wir uns bald mit unserem Partner auf nationaler Ebene und mit den Kommunen über den Wiederaufbau der ukrainischen Städte unterhalten können.

When

Reportage

An aerial photograph of a residential neighborhood in Bottrop, Germany. The houses are densely packed, and many have solar panels installed on their roofs. In the background, an industrial plant with several tall chimneys is visible against a clear blue sky. The foreground shows some trees and a hillside.

Bottrop meets



Pittsburgh

Städte weltweit stehen heute vor ähnlichen Herausforderungen. Was Bottrop, Baltimore und Pittsburgh zusätzlich eint: Als ehemalige Industriestädte arbeiten sie schon lange an ihrem Strukturwandel – und haben sich durch internationalen Austausch auf ihrem Weg in die Zukunft gegenseitig vorgebracht

Text: Stefan Laurin und Daniel C. Schmidt

2016, das ist kein Geheimnis, war in den Vereinigten Staaten kein Jahr wie jedes andere. Auch nicht für Ben Morris. Es lag etwas in der Luft, eine Spannung, die sich im November entlud. Donald Trump hatte bereits im Wahlkampf angekündigt, Amerika auf internationaler Bühne neu aufzustellen. Es sollte nicht lange dauern, bis der neue Präsident Taten folgen und die USA unter anderem das Pariser Klimaabkommen aufkündigen ließ.

Das waren die Vorzeichen, unter denen Ben Morris, damals »Director Operations Work Management & Performance« beim Pittsburgher Energieversorger Duquesne Light Company, seine Planung machen musste. »Aus Sicht nachhaltiger Stadtentwicklung hat dieser Kontext die Wichtigkeit lokaler Herangehensweisen nur noch erhöht«, sagt Morris heute über diese unsicheren Jahre. Deshalb sei es wichtig gewesen, zumindest auf lokaler Ebene klare Position zu beziehen und Themen wie nachhaltige Entwicklung weiterhin anzupacken – selbst wenn die Regierung auf Bundesebene dieser Verpflichtung nicht nachkam oder sie sogar umkehren wollte.

In vielen US-Bundesstaaten und Städten erklärten lokale Politikerinnen und Politiker daraufhin ihre Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen und an den Zielen des Pariser Abkommens festzuhalten. So auch Pittsburgh in Pennsylvania, eine Stadt, die mit Schwerindustrie im 19. Jahrhundert groß geworden ist.

Nach der Deindustrialisierung ab den 70er-Jahren des 20. Jahrhunderts bestimmten nicht mehr rauchende Schornsteine die Skyline, sondern gläserne Bürotürme. Vor allem Unternehmen aus dem Gesundheitswesen und dem Technologiesektor haben sich dort inzwischen niedergelassen. Die Herausforderung, nach Jahrzehnten zügellosen Wachstums Pittsburghs teils veraltete Infrastruktur fit für das 21. Jahrhundert zu machen, besteht jedoch weiterhin.

Unter diesen Umständen war der Austausch im Rahmen einer Netzwerkstaffel von D4UC (siehe S. 10) für Ben Morris von besonderer Bedeutung: »Wir haben auf lokaler Ebene etwas aufgebaut, was nicht unbedingt Priorität auf nationaler Ebene hatte: die Beziehung unter strategischen Partnern stärken und echte, ortsgebundene Projekte



vorantreiben, die auf Nachhaltigkeitsziele ausgelegt waren.« Die Atmosphäre bei diesen Treffen, so Morris, sei hochgradig inspirierend und konstruktiv gewesen, eine gute Mischung aus sozialer Interaktion bei langen informellen Abendessen und professionellem Austausch in den Arbeitsgruppen. Das sei gleich beim ersten Treffen in Leipzig zu spüren gewesen. »Es wurde darauf geachtet, durch gesellige Situationen eine Gruppe zu formieren, in der sich alle wohlfühlen und einander vertrauen.« Ohne dabei das eigentliche Ziel aus dem Auge zu verlieren: »Alle Teilnehmer waren und sind erfolgreiche, etablierte Experten auf ihrem jeweiligen Gebiet der Stadtplanung. Die Arbeitsgruppen waren sehr fokussiert in einer ernsthaften, professionellen Atmosphäre.«

Die Delegation aus Pittsburgh brachte drei Projekte mit zu diesen Sessions, die Teil des »Uptown Eco-Innovation Plan« waren, bei dem das Stadtviertel Uptown revitalisiert und besser an die beiden größeren Geschäftsviertel Downtown und Oakland angebunden werden sollte – durch den Bau von Ladestationen für die E-Auto-

»Durch den internationalen Austausch sind wir in Bottrop bei Projekten, die aus der Stadtgesellschaft kommen, deutlich offener geworden«

Christina Kleinheins
Leiterin des Planungsamtes
Bottrop und Vertreterin der Stadt
bei den Netzwerktreffen



Baltimore wird nicht nur grüner. Ein künstlerisches Projekt zur Verkehrsberuhigung bringt insgesamt mehr Farbe

flotte der Stadt, durch die Ausweitung einer Busstrecke sowie die Planung eines neuen Umspannwerks in der Uptown-Nachbarschaft. Für Morris, der fließend Deutsch

spricht und Anfang der 2000er-Jahre ein Jahr als Student in Berlin verbracht hat, kristallisierte sich im Austausch mit den Partnerstädten ein Lernziel als besonders hilfreich heraus: Adaptive Leadership.

Der Fokus der Netzwerktreffen auf eine anpassungsfähige Führungskultur ließ das Team aus Pennsylvania noch einmal klarer erkennen, dass die Herangehensweise bei Projekten nicht starr sein sollte, sondern sich an immer neue Schwierigkeiten und Probleme anpassen muss, um wirklich effektive Lösungen zu finden. Was Ben Morris beim Austausch mit den anderen Städten auffiel, war die Tatsache, dass es zwischen den grundsätzlicheren Herausforderungen aller Beteiligten mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede gab: »Jede Stadt und jedes Projekt hat verschiedene Interessengruppen. Gut mit ihnen zu kommunizieren ist oft der Schlüssel zum Erfolg.« Selbst wenn die Projekte sich inhaltlich stark unterschieden, sei die faire Einbeziehung aller Stakeholder überall enorm wichtig. »Zu hören, wie unsere Partnerstädte Storytelling genutzt haben, um einer bestimmten Interessengruppe zu veranschaulichen, wie sie konkret von einem Projekt profitieren würde, hat uns noch einmal geholfen, unsere eigene Kommunikation zu optimieren.«

Wie die Kolleginnen und Kollegen aus Bottrop habe auch Pittsburgh Mittel und Wege finden müssen, um sich von einer ehemaligen Industriestadt weiterzuentwickeln. Im Zuge all dieser

Treffen in den fünf Städten über drei Jahre hinweg, sagt Ben Morris heute, sei ihm klar geworden, dass es kein



Allheilmittel gibt, um Stadtentwicklung nachhaltiger zu gestalten. »Die Probleme, die wir alle vorfinden, sind real und komplex. Aber wir sind auf einem guten Weg.« Ein Weg, der durch diesen internationalen Austausch unter Experten etwas leichter geworden sei, so Morris.

Ähnlich ging es seinen Netzwerkpartnerinnen und Netzwerkpartnern auf der anderen Seite des Atlantiks. Als Ende 2018 die Zeche Prosper-Haniel den Kohleabbau einstellte, endete nicht nur für Bottrop eine Ära, sondern für ganz Deutschland: Ihre Schließung markierte nach Jahrhunderten das Ende der Steinkohleförderung im Land.

Doch Bottrop hatte sich bereits einige Jahre zuvor in die Zukunft aufgemacht: Als 2010 der Initiativkreis Ruhr – ein Zusammenschluss von mehr als 70 Großunternehmen wie RWE, der Deutschen Bank und Thyssenkrupp – das Projekt »Innovation City« startete, bewarb sich Bottrop und setzte sich durch. »Innovation City« sollte zeigen, wie eine Stadt ihren CO₂-Ausstoß senken kann. Und es war dies auch das Projekt, das Bottrop bei den Netzwerktreffen vorstellte.

Christina Kleinheins, als Leiterin des Planungsamtes die Vertreterin der Stadt bei den Treffen, erinnert sich: Bottrop sei mit »Innovation City« im Kreise der Mitwirkenden durchaus auf verhaltenes Interesse gestoßen. Es war noch die Zeit vor »Fridays of Future« und dem Aufstieg der weltweiten Klimaschutzbewegung. Deutlich mehr umgetrieben hätten die US-Städte damals noch die Folgen der Immobilienkrise. Beeindruckt habe sie dabei vor allem die »Growing Green Initiative« aus Baltimore: »In Baltimore standen in einem Stadtteil viele Häuser leer, und verschiedene Initiativen wollten das Quartier nun begrünen: Da ging es um Parks für die Bürgerinnen und Bürger, Urban Gardening, aber auch einen kleinen Markt, in dem die angebauten Waren verkauft werden sollten. Ein wichtiges Ziel war es, die Eigentümer und Initiativgruppen in den Nachbarschaften zueinanderzubringen.«

Auch wenn Bottrop keine Probleme dieser Größenordnung mit leer stehenden Immobilien hat, fand die Amtsleiterin den amerikanischen Ansatz spannend. In Deutschland würden

»Die Arbeitsgruppen bei den D4UC-Treffen waren sehr fokussiert in einer ernsthaften, professionellen Atmosphäre«

Ben Morris
ehemals »Director Operations
Work Management & Performance«
beim Pittsburgher Energieversorger
Duquesne Light Company

die meisten Stadtentwicklungsprojekte immer noch von den Kommunen initiiert, die dann die Bevölkerung einbinden. In den USA geht die Initiative meist von den Bürgerinnen und Bürgern aus. »Durch den internationalen Austausch sind wir in Bottrop bei Projekten, die aus der Stadtgesellschaft kommen, deutlich offener geworden.« In Deutschland laufe vieles sehr bürokratisch ab, die Amerikanerinnen und Amerikaner seien da anders: »Dort ist die Mentalität eher so, dass man einfach mal anfängt und etwas macht.«

Außerdem beobachtete Kleinheins dort einen völlig anderen Umgang mit einem Thema, das zu Beginn des Austauschs in Deutschland noch keine so große Rolle spielte, inzwischen aber ganz oben auf der Agenda steht: Diversität. »Die Moderation beim Gesamtprozess ‚Dialogues for Change‘ hatte ein Ehepaar, dessen Büro ‚tmi Consulting‘ hieß, was man auch als ‚too much information‘ lesen kann – was ja an sich schon ein schöner, etwas ironischer Ansatz ist. Die Frau war eine Farbige, der Mann ein Weißer, wodurch die beiden selbst sehr glaubwürdig für Diversität standen.« Anhand des Beispiels Baltimore sah Kleinheins, dass bei US-Bürgerversammlungen mit Argusaugen auch auf die ethnische Zusammensetzung geachtet wird. »Das ist in Deutschland noch anders. Hier achten

wir bislang vor allem auf den Anteil der Frauen, der in den vergangenen 20 Jahren stark angestiegen ist. Aber Diversität bei der Bürgerbeteiligung wird auch für uns immer wichtiger.« Wie man diesem Thema am besten gerecht wird, konnte sie sich bei den Amerikanern schon einmal ansehen. Durch den Kontakt mit den Kolleginnen und Kollegen aus den USA wurde sie zudem frühzeitig für eine Anforderung sensibilisiert, die auf deutsche Stadtplanende mit der Corona-Pandemie auch zukommen sollte: Bürgerversammlungen auch digital zugänglich zu machen. »In den USA ist es schon lange üblich, Stadtplanungsprojekte online vorzustellen, sodass sich Bürgerinnen und Bürger leichter einbringen können.«

Eine andere Gemeinsamkeit fiel schon damals ins Auge, und die hatte mit der Besonderheit des Projekts »Innovation City« zu tun, in dessen Verlauf es Bottrop bis 2020 gelang, die Energiekosten in den teilnehmenden Stadtteilen durch Maßnahmen wie den Einbau neuer Heizungen und bessere Fassadenisolierung deutlich zu senken. Kleinheins weist darauf hin, dass der Anstoß zu »Innovation City« nicht vom Staat, sondern vom Initiativkreis Ruhr kam, den man durchaus als Edel-NGO beschreiben könne. Die Stadt nahm

das Projekt auf, führte es weiter und stellte fest, dass nicht so sehr eine strenge und bis ins Detail reichende Steuerung gefragt war, sondern dass bei einer solchen Koproduktion die Eigeninitiative der Bürgerschaft unterstützt werden muss: »Eine Erfahrung«, sagt Christina Kleinheins, »die wir bei ‚Innovation City‘ gemacht haben, ist, dass es nicht auf die Summe an öffentlicher Förderung ankommt, um etwas zu ändern. Oft waren es eher überschaubare Summen, die den Anstoß gegeben haben, dass sich jemand zum Beispiel Solarzellen aufs Dach gebaut hat.«

Im Rahmen der Netzwerkarbeit erkannte Kleinheins: Die Eigeninitiative von privaten Akteuren, von Stiftungen und NGOs in der Stadtentwicklung hat in den USA schon lange einen hohen Stellenwert. Dort konnte sie beobachten, wie man damit konstruktiv umgeht und sich dadurch noch besser für künftige Herausforderungen aufstellt.

Im Rahmen der Netzwerkarbeit erkannte Kleinheins: Die Eigeninitiative von privaten Akteuren, von Stiftungen und NGOs in der Stadtentwicklung hat in den USA schon lange einen hohen Stellenwert. Dort konnte sie beobachten, wie man damit konstruktiv umgeht und sich dadurch noch besser für künftige Herausforderungen aufstellt.

You never walk

alone

Weltweit stehen Städte heute vor großen Herausforderungen. Aber sie stehen damit nicht alleine. In internationalen *Lern- und Austauschformaten* machen sie sich gegenseitig stark

Netzwerke

Zentrale Zukunftsfragen einer nachhaltigen globalen Entwicklung entscheiden sich in den Städten. In vielen Regionen der Welt bleibt die politische und planerische Steuerung der rapiden Urbanisierung hinter den Herausforderungen zurück, die sich dynamisch entwickeln. In Deutschland und Europa wiederum erfordert die nachhaltige Transformation der bereits gebauten Umwelt eine rasche Anpassung der Strategien. Die aktuell größten Herausforderungen – die Covid-19-Pandemie, der Klimawandel, Migration und der Verlust sozialer Kohäsion – steigern den Handlungsdruck weltweit. Internationale interkommunale Lernnetzwerke und Austauschplattformen tragen dazu bei, Städte für die anstehenden Aufgaben zu rüsten. So wird über gute Praktiken informiert, es entstehen Impulse für die integrierte Stadtentwicklung, und die kommunale Handlungsfähigkeit wird gestärkt.

Jenseits der multilateralen Netzwerke wie UN-Habitat, den G7 oder der EU hat das Bundesministerium für Wohnen, Stadtentwicklung und Bauwesen (BMWSB) im Rahmen der Nationalen Stadtentwicklungspolitik in den letzten Jahren Formate entwickelt, in denen Experten sich über die Umsetzung der Sustainable Development Goals und der Neuen Leipzig-Charta austauschen.

D4UC Living labs

Das Vernetzungsprojekt Dialogues for Urban Change (D4UC) wird im Auftrag des BMWSB von der GIZ (Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit) durchgeführt. D4UC zielt darauf ab, die Nachhaltigkeitsziele der UN und die Neue Leipzig-Charta in die tägliche Praxis von Städten zu übersetzen – indem ein Umfeld für gegenseitiges Lernen unter Praktikerinnen und Praktikern der Stadtentwicklung geschaffen wird. Städte, Ministerien und Städteverbände aus den USA, Südafrika, der Ukraine und Deutschland teilen innovative Praktiken und unterstützen sich gegenseitig beim Umgang mit lokalen Herausforderungen. Durch internationales Peer-Learning wird der kommunale und nationale Erfahrungsaustausch gestärkt und die Grundlage für nachhaltige und integrierte Stadtentwicklung gefördert.

ISCN smart connection

Das ebenfalls von der GIZ betreute Internationale Smart Cities Netzwerk (ISCN) fördert die Integration digitaler Lösungen in bürgerzentrierte Stadtentwicklungsprozesse und erleichtert den Austausch von Good Practices zwischen Akteuren der Stadtent-

»Aus der internationalen Zusammenarbeit – ob in Netzwerken oder im bilateralen Regierungsaustausch – gewinnen wir wichtige Impulse, um sicherzustellen, dass unsere Nationale Stadtentwicklungspolitik zukunftsfähig ist. Unsere brasilianischen Partner beispielsweise haben uns zu ihrer Nationalen Woche der Nachhaltigen Stadtentwicklung eingeladen, ein sehr interessantes Format, das ich gerne mit den deutschen Akteuren der Nationalen Stadtentwicklungspolitik diskutieren möchte«

Oliver Weigel,
BMWSB

wicklung weltweit. Das ISCN besteht derzeit aus den Kernmitgliedsländern Brasilien, Mexiko, Peru, Indien und Deutschland, die jeweils auf nationaler und kommunaler Ebene in die Netzwerkaktivitäten eingebunden sind. So können die Partnerländer sich kontinuierlich über ihre Erfahrungen im Bereich Smart Cities austauschen und gemeinsam die digitale Transformation im Sinne einer nachhaltigen und integrierten Stadtentwicklung gestalten. Die Aktivitäten des Netzwerks zur Verstärkung des internationalen Austausches und Wissenstransfers auf nationaler und kommunaler Ebene umfassen sowohl internationale Treffen in den Partnerländern als auch innovative Onlineformate. Die Inhalte orientieren sich stets an den aktuellen Schlüsselthemen und Bedarfen der teilnehmenden Netzwerkpartnerinnen und Netzwerkpartner.



Ukraine

Eigentlich geht es bei »Dialoge für urbanen Wandel« (D4UC) um die Stärkung von kommunaler Handlungsfähigkeit und Resilienz durch einen langfristig angelegten internationalen Austausch. Dann war plötzlich Krieg – und das Netzwerk selbst, zu dem auch ukrainische Kommunen gehören, erwies sich als sehr resilient

Text: Oliver Geyer
Illustration: Jindrich Novotny

»Wir
könnten
direkt
liefern«



Es ist der Ausnahmezustand im Ausnahmezustand. Eigentlich sollte in einer neuen Runde des D4UC-Netzwerks (siehe S. 10) Ende März im ukrainischen Lemberg das erste persönliche Treffen der beteiligten Stadtplanerinnen und Stadtplaner stattfinden. Nach einem »virtuellen Base Camp« und »Onboarding«, bei dem Anfang des Jahres bereits alle im Videoconferencing zusammenkamen, sollte es nun zu direkten Begegnungen kommen. Die Abgesandten der im deutsch-ukrainischen Peer-Learning beteiligten acht Städte aus beiden Ländern sollten dann auch mal Hände schütteln und neben der beginnenden Arbeit in den Workshops die Gelegenheit bekommen, einen Kaffee zu trinken und persönlich miteinander zu reden. Allerdings war auch dies schon länger unsicher, weil in diesen Pandemiezeiten Pläne für physische Zusammenkünfte größerer Gruppen bekanntlich immer am seidenen Faden hängen. Dabei ist eigentlich gerade dieses Informelle am Rande der Workshops so wichtig, damit sich in den internationalen Lern- und Austauschformaten ein wechselseitiges Verständnis und gegenseitige Inspiration für neue Projektansätze entwickeln kann. Eigentlich, dieses Wort schwebte aufgrund von Corona ohnehin schon seit Monaten über allem – als dann Ende Februar alle Pläne umgeworfen wurden. Russland hatte die Ukraine angegriffen.

Es ist der 16. März und der Ausnahmezustand hat bereits zu neuen Routinen geführt. Seit Beginn des Krieges war an langfristige Netzwerkarbeit zwischen Deutschland und der Ukraine zum Thema Stadtentwicklung natürlich erstmal kein Gedanke mehr. Doch die

am D4UC-Netzwerk beteiligten deutschen Städte Bottrop, Freiburg, Leipzig und Mannheim sind keineswegs untätig geblieben. Kurz nach Ausbruch des Krieges kamen ihre Repräsentantinnen und Repräsentanten sofort regelmäßig via Zoom mit Vertreterinnen und Vertretern der Gesellschaft für internationale Zusammenarbeit (GIZ) und verschiedener Bundesministerien zusammen, um sich über Hilfsmöglichkeiten für die beteiligten ukrainischen Kommunen auszutauschen: Lemberg, Kiew, Czernowitz und Winnyzja. Allerdings mussten die Deutschen dabei meist unter sich bleiben. Ihre ukrainischen Partnerinnen und Partner hatten in dieser neuen Lage verständlicherweise anderes zu tun.

Eine gewisse Verunsicherung ist unüberhörbar

Marta Pastukh, lokale Koordinatorin der GIZ in Lemberg, weiß davon zum Auftakt der Sitzung zu berichten: Die Westukraine sei zwar noch weitgehend verschont von militärischen Angriffen, erklärt sie, aber es gebe diesen gewaltigen Zustrom von Flüchtenden, die eine Notunterkunft derzeit nur in völlig ungeeigneten Gebäuden fänden. Die Stadtverwaltung Lemberg tue ihr Bestes, doch über 70.000 Menschen, die innerhalb von wenigen Tagen in eine Stadt von ca. 750.000 Einwohnern drängen, das bringe alle an ihre Grenzen, auch finanziell. Erik Schweikhardt, Projektleiter des vom Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung finanzierten GIZ-Projektes ‚Integrierte Stadtentwicklung in der Ukraine‘, bestätigt die massiven finanziellen Herausforderungen auch für Kiew, weshalb sich die GIZ um die schnellstmögliche Umwidmung von Projektmitteln bemühe. Er bekundet, wie beeindruckt er vom Engagement der Leute vor Ort sei und dass es ihn bedrücke, »dass wir uns zurzeit auf vier relativ sichere Städte konzentrieren müssen«. Eine kurze, emotionale Bemerkung, nach der Schweikhardt direkt wieder pragmatisch wird. Er weist auf den großen Bedarf für Basisinfrastrukturen hin, um die es jetzt vorrangig gehen und fragt in die Runde: »Wo ist Material verfügbar?«

Eine der Städte, die gerne unmittelbar helfen würden, ist zum Beispiel Freiburg – die Partnerstadt von Lem-

berg. Günter Burger vom dortigen Referat für internationale Kontakte gibt zu verstehen: Freiburg stellt direkte finanzielle Hilfen für Lviv zur Verfügung. Aber es fehlten noch Informationen: Welche Materialien werden gebraucht? Wo werden sie genau entgegengenommen und gelagert? »Wir könnten direkt liefern«, sagt er. Eine Aussage, die Marta Pastukh sichtlich erfreut. Sie verspricht, schnellstmöglich eine Liste mit Bedarfen und Lieferorten zu erstellen und erklärt: Die Stadtverwaltung Lviv sei derzeit schlicht überfordert. Um Verständnis werben muss sie hier nicht. Wohl niemand in dieser Runde vermag sich auszumalen, was eine solche Krisensituation für eine Stadt und ihre Menschen bedeutet.

Plötzlich bewegt sich etwas auf den Bildschirmen und das Erstaunen der digital Versammelten ist auch remote spürbar. Wer sich hier etwa 20 Minuten nach Konferenzbeginn unerwartet zuschaltet, ist Mariia Smirnowa, Mitarbeiterin der Stadtverwaltung Winnyzja, einer 350.000-Einwohner-Kommune im westlichen Kernland der Ukraine, die auch Teil des D4UC-Netzwerks ist. Als die Audioverbindung steht, wechselt die Konferenzsprache sofort zu Englisch. Mariia wird sehr herzlich in Empfang genommen, wobei eine gewisse Verunsicherung unüberhörbar ist: Was ist eine angemessene Begrüßung für eine Projektpartnerin, die sich in einer lebensbedrohlichen Lage befindet? Wie weit tragen die neuen Zoom-Umgangsformen, wenn eine Person das Meeting betritt, die sich mitten in einem Kriegsgebiet befindet – an einem Ort, wo ein Menschenleben direkt bedroht wird.

Zurück zu den Visionen und Plänen der Vorkriegszeit

Mariia regelt das, indem sie beherzt das Wort ergreift: Sie habe sich die Zeit abgeknipst, weil sie ein Bild der Lage in ihrer Stadt vermitteln wolle. In das gespannte Schweigen der Gruppe hinein beginnt sie mit ihren Schilderungen: In der letzten Nacht seien zwei furchterregende Explosionen zu hören gewesen. Die Russen hätten versucht, den Fernsehturm der Stadt zu attackieren, was ihnen aber nicht gelungen sei. »Es heulten Sirenen und wir wussten: OK, wieder Raketen. Gehen wir runter«. Sie wolle in den nächsten Tagen ihre Familie in Odessa besuchen, erzählt sie,





**Planungsworkshop
mit Bürgerbeteiligung
in Czernowitz, begleitet
vom Partner Mann-
heim – eine Erinnerung
an bessere Zeiten**

und hoffe sehr, dass das gut geht. »Ich kann es nicht fassen, wie sich unser Leben verändert hat«, sagt Mariia. »Wir müssen alles ganz neu denken.« Alles ganz neu denken. In gewisser Weise war das nach dem Einmarsch der Russen in die Ukraine auch von den deutschen Netzwerkpartnerinnen und Netzwerkpartnern gefordert. Selbstverständlich musste das langfristige deutsch-ukrainische Peer-Learning auf Eis gelegt werden und an seine Stelle etwas völlig anderes treten: sofortiger, praktischer Beistand. Vielleicht ist die Hilfe, die vielerorts schon wenige Stunden nach dem russischen Angriff ins Rollen kam, eine typische Verhaltensweise bei Katastrophen – im Angesicht des Schreckens gibt man sein Bestes und funktioniert einfach.

Was fraglos auch half, ist, dass D4UC zum Teil an Kooperationen und Partnerschaften anknüpft, die schon länger zwischen den Städten gepflegt wurden. Etwa Mannheim mit Czernowitz in der Südwest-Ukraine nahe der rumänischen und moldawischen Grenze. David Linse, der in Mannheim für internationale Städtediplomatie zuständig ist, erzählt im Hintergrundgespräch mit dem stadt:pilot, was das in Zeiten des Krieges bedeutet: »Durch die persönlichen Kontakte, die wir seit Jahren nach Czernowitz unterhalten, war die Betroffenheit natürlich unmittelbar. Fraktionsübergreifend gab es sofort einen großen Willen, nicht nur symbolisch zu handeln, etwa durch das Hissen der ‚Mayors for Peace‘-Flagge

am Rathaus, sondern auch ganz konkret«. Am Donnerstag hatte Russland angegriffen und schon am Wochenende haben die Mannheimer den ersten Hilfstransport koordiniert und finanzielle Hilfen aus kommunalen Mitteln bereitgestellt. Auch gibt es Forderungen, die Partnerschaft mit Czernowitz zu formalisieren (dies wurde zwischenzeitlich umgesetzt – Anmerkung der Redaktion). Bisher war es ja nur eine Projektpartnerschaft. »Nur« in Anführungsstrichen.

In einem trilateralen Projekt mit dem Titel »Den öffentlichen Raum neu denken – Bürger gestalten die Zukunft« haben kommunale Experten aus Mannheim, Czernowitz und Chisinau in Moldawien seit Ende 2017 zwei Jahre lang intensiv daran zusammengearbeitet, in der moldawischen und der ukrainischen Stadt je einen Platz in einem sozialstrukturell benachteiligten Quartier nach modernen Standards neu und partizipativ zu gestalten: barrierefrei für alle vulnerablen Gruppen und unter Einbeziehung der Bürgerinnen und Bürger. »Das ist wirklich sehr engagiert umgesetzt worden«, erzählt Linse. »Sogar viele Kinder haben mitgewirkt. Ganz klassisch im Planungsworkshop.« Dass sich das Ergebnis sehen lassen kann, zeigt Linse anhand von Vorher-Nachher-Bildern der beiden Plätze. Ein ebenso wichtiger Effekt des Projektes lässt sich allerdings nicht auf Fotos bannen: dass solche gemeinschaftlichen Projekte ein wertvoller Beitrag zur Stärkung der demokratischen Kultur auf lokaler

Ebene sind. Diese Grundannahme habe sich durch die Zusammenarbeit für alle Beteiligten erwiesen, betont Linse. Man müsse bedenken, dass in dieser Region das Misstrauen gegenüber der Verwaltung oft noch tief sitzt.

Es sind Überlegungen und Erinnerungen, die weit entfernt wirken, nun da in diesem Land Krieg den Alltag beherrscht. Auch erscheint es vor diesem Hintergrund unangemessen, gleich im nächsten Satz all dem nachzutrauern, was auf dem Feld der integrierten Stadtentwicklung und internationalen Kooperation in den vergangenen Jahren erreicht worden ist. Und doch ist es ein schwer zu akzeptierender Gedanke, dass dieser hohe Wert von Demokratie und Humanität im Umgang miteinander jetzt durch den russischen Angriff von Zerstörung bedroht ist.

Zurück in die Zoom-Konferenz von D4UC. In deren weiteren Verlauf macht Mariia Smirnova noch einen Wortbeitrag, der die Runde erneut verblüfft. Sie habe noch eine grundsätzliche Frage zur weiteren Planung der Netzwerkarbeit: »Wie soll es damit, abhängig vom Ausgang des Krieges, weitergehen? Wir haben noch viele Pläne, vielleicht nicht für das aktuelle, aber für das nächste Jahr.« Einen Moment herrscht Schweigen und das Erstaunen über dieses Maß an Entschlossenheit ist mit Händen zu greifen. Charlotte Junghans, bei der GIZ als Beraterin zuständig für D4UC, übernimmt es zu antworten: »Das Projekt muss nicht pausieren. Wir machen gerne weiter und stehen Euch selbstverständlich auch in dieser virtuellen Form zur Seite.« Mariia Smirnova bedankt sich herzlich, möchte sich auf einen konkreten Online-Termin wegen der aktuell unberechenbaren Lage allerdings noch nicht festlegen. »Wir können nur beten. Und hoffentlich bald zu unseren Visionen und Plänen aus der Vorkriegszeit zurückkehren.« Es werde in der Ukraine schon jetzt darüber nachgedacht, wie alles wiederaufgebaut werden kann. Dann würden sie sicher Hilfe und Knowhow benötigen.

Als die ukrainische Netzwerkpartnerin das Meeting wieder verlassen hat, werden noch konkrete Schritte besprochen, wie man den ukrainischen Städten jetzt erstmal kurzfristig helfen kann, durch Dieselgeneratoren für Krankenhäuser und Containerstädte für Geflüchtete. Über allem steht aber das Gefühl, wie wertvoll diese Form des Austauschs für alle Beteiligten ist – im Normallfall und jetzt eben auch im Krieg. ▀

»Was

heißt

Erfahrung

spatial justice bei uns?«

Große Würdigung
des »kleinen Mannes«:
Die Wandgemälde
des Künstlers Hendrik
Beikirch zeigen
oft Menschen aus
dem Arbeitermilieu



Als der Stadtplaner Lars Loebner aus Halle an der Saale in Port Elizabeth (Südafrika) war, um sich mit den dortigen Akteuren auszutauschen, hatte er hinterher neue Frage- stellungen und Ideen auch für seine Stadt im Gepäck. Ein Erfahrungsbericht

Protokoll: Annett Scheffel

»Als ich 2012 den Fachbereich Planen in Halle übernommen habe, gab es große Herausforderungen, etwa die starke Segregation zwischen den schön sanierten Altbauquartieren der inneren Stadt und den Großwohnsiedlungen, in denen eine soziale Schieflage herrschte. In einzelnen dieser Quartiere hatten wir mehr als 70 Prozent Kinderarmut. Zusätzlich saugten die großen Shoppingcenter im Umland die Kaufkraft aus dem städtischen Einzelhandel ab.

Zu dieser Zeit initiierte Hendryk von Busse in Freimfelde das zivilgesellschaftliche Street-Art-Projekt »Freiraumgalerie«. Freimfelde liegt im Windschatten des Hauptbahnhofs und ist durch die Bahngleise vom Stadtzentrum abgeschnitten. Auch dort gab es viele Probleme: hohe Leerstandsquote, geringes Einkommensniveau, schlechte Sozialindikatoren. Die Idee war nun, den Stadtteil durch Urban Art wiederzubeleben und die Anwohner dabei stark einzubinden. Der Verein »Freiraumgalerie« hat inzwischen im Auftrag der Stadt ein bürgerchaftliches Quartierskonzept entwickelt – ein klassischer Bottum-up-Ansatz ohne Bürokratie. Es entstanden haushohe Wandbilder auf den Brandschutzwänden, gemalt von Künstlern, Bürgern, Kindern und Jugendlichen.

2017 haben wir dieses Projekt als Reallabor in das D4UC-Peer-Learning-Netzwerk der Nationalen Stadtentwicklungspolitik eingebracht und in Nelson Mandela Bay in Südafrika kollegial beraten. Im Norden von Port Elizabeth gibt es riesige Wohngebiete, die im Rahmen des ‚Reconstruction and Development Programme‘ entstanden sind. Die Ärmsten der Armen bekommen ein Haus, für das zwar der Staat bezahlt, aber die Stadt das Land zur Verfügung stellt. Und weil das in der Peripherie nun mal am billigsten ist, fehlt dort jegliche sozioökonomische Infrastruktur: Einkaufsmöglichkeiten, Arbeitsstätten, öffentliche Verkehrsmittel. Das ist so, als würde man am Stadtrand von Halle immer wieder dieselbe Plattenbausiedlung bauen. So was kann nicht gut gehen.

Die Kolleginnen und Kollegen in Südafrika haben deshalb an einem Projekt für eine funktionale Nachbarschaft gearbeitet: mit adäquaten Räumen und einer durchmischten Nutzung. Der Austausch über die Schnittmengen, die sich zwischen

Staatliche Housing-Programme schaffen riesige Wohngebiete, aber keine funktionierenden Nachbarschaften. Wie man das ändern kann, darum ging es in Südafrika



Foto: Danilo Halle

ihrer und unserer Arbeit zeigten, war sehr interessant – zu sehen und zu erleben, wie die anderen es machen.

Unser Ansatz in Freimfelde war für die Südafrikanerinnen und Südafrikaner insofern anschlussfähig, als man auf diese Weise mit verhältnismäßig kleinem Budget eine große Wirkung erzielt – einfach indem man Menschen ihr eigenes Wohnumfeld gestalten lässt. Andersherum war es für mich spannend, wie dort auf verschiedenen nationalen und kommunalen Ebenen für ein gemeinsames Ziel zusammengearbeitet wird: spatial justice – räumliche Gerechtigkeit. Es geht dort in der Stadtplanung immer auch explizit um ein soziales Versprechen. Ein südafrikanischer Kollege sagte: Es gehe im Grunde darum, dass die, die wenig haben, etwas von denen abgekommen, die sehr viel haben. Für mich war der Begriff spatial justice neu, und wir haben viel darüber diskutiert, wie man das auf Halle anwenden kann.

Wie kreierte ich Aufstiegsquartiere, die es den Bewohnerinnen und Bewohnern strukturell ermöglichen, die nächste soziale Stufe zu erklimmen? Wie schaffe ich Freiräume und erhalte sie? Und wie gestalte ich das nachhaltig? Gerade diesbezüglich müssen wir in Deutschland umdenken. Denn die große Aufgabe unserer Zeit ist es, Qualität und Ressourcenknappheit miteinander zu verbinden. Wie stellt man mit wenig Geld, aber viel Engagement etwas Anständiges auf die Beine? Hier können wir von Südafrika viel lernen.«

Neue Perspektiven für ein schwieriges Quartier: Das bezweckte das zivilgesellschaftliche Street-Art-Projekt »Freiraumgalerie« in Halle an der Saale



Foto: Dan Kitwood/Getty Images

Fantasie macht stark

In einer begehbaren Stadtcollage öffnet die Ausstellung »Living the City« den Blick für die Vielfalt von Städten weltweit. Fünf Schlaglichter auf über 50 Geschichten, von denen man sich auch online inspirieren lassen kann*

* livingthecity.eu



Liverpool

Unser Viertel, unsere Initiative



Als im Stadtteil Toxteth in den 1980er-Jahren Klassenkämpfe tobten, zogen viele fort. Die viktorianischen Reihenhäuser verfielen. Aber eine Gruppe im Quartier wurde aktiv: räumte auf, legte Beete an, strich Fenster und etablierte einen Markt. Um bezahlbaren Wohnraum zu erhalten, wurde eine genossenschaftliche Stiftung gegründet und das Architekturbüro Assemble beauftragt. Ein Plan, der bis heute mit viel Kreativität verfolgt wird. Toxteth lebt.



Rotterdam

Brücke als Lebensader



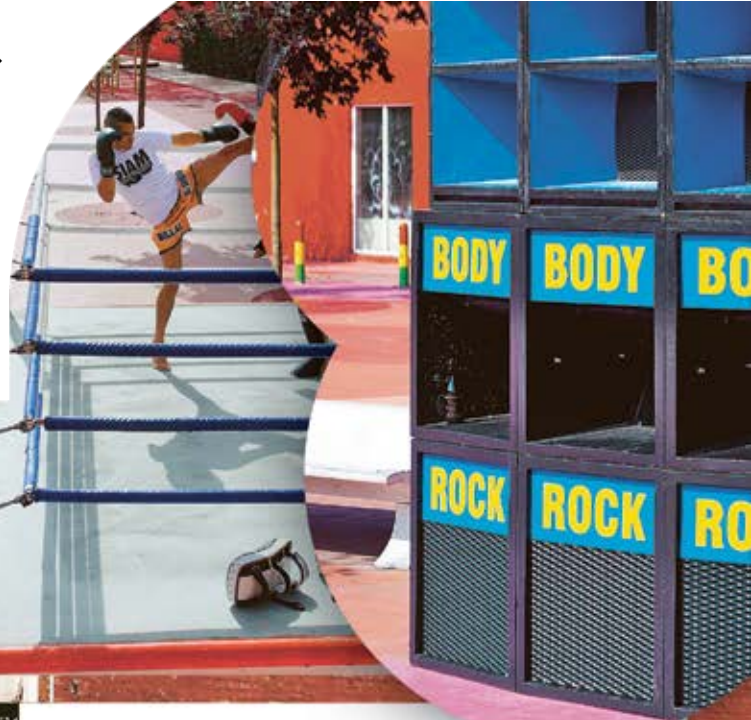
Die Ersten waren die Leute vom Architekturbüro ZUS, sie bezogen den leer stehenden Schieblock in Rotterdam als Raumpioniere. Das Viertel mit seinen vielen verwaisten Gebäuden und Brachen sollte neu belebt werden. Doch zunächst war es noch zerschnitten durch Straßen und Bahntrassen. Also plante man eine Brücke, die als Lebensader alles miteinander verbinden sollte, und realisierte sie durch ein Crowdfunding.



Kopenhagen
Freiraum für Vielfalt



Der Entwurf für den Park »Superkilen« im Stadtteil Nørrebro soll die Diversität dieser Nachbarschaft abbilden: durch die vielfältige Nutzbarkeit für Spielen und Sport, Ausruhen und Treffen. Aber auch durch zeichnerhafte Objekte aus aller Welt, die ein Künstlerkollektiv gemeinsam mit Bewohnerinnen und Bewohnern auswählte: ein Krake aus Japan als Rutsche, ein Boxring aus Thailand, Erde aus Palästina. Kann so eine neue Heimat entstehen?



Iwano-Frankiwsk
Erinnerung an eine aufblühende Stadt

Als eine Gruppe von Freunden 2008 aus Kiew nach Iwano-Frankiwsk in der Westukraine kam, fanden sie einen verödenen Ort vor. Sie gründeten das Netzwerk »Teple Misto« (»Warme Stadt«) mit einem Restaurant als zentraler Plattform. Um die 60 lokale Unternehmen schlossen sich an, und über 100 Privatleute beteiligten sich finanziell: Historische Hauseingänge wurden renoviert, Computer für medizinische Einrichtungen beschafft, Sportveranstaltungen und Festivals ausgerichtet.



Bordeaux
Wohnblocks zu Wintergärten

Großwohnsiedlungen sind ein weltweites Phänomen. Ebenso, dass sie oft soziale Brennpunkte bilden. Was ist die Alternative zu Abriss und Neubau? Wie kann hier Erneuerung gelingen, ohne dass es zu sozialer Verdrängung kommt? In der Cité du Parc hat man eine Antwort gefunden: Seriell gefertigte Wintergärten, vor die Fassaden montiert, sind nicht nur kostengünstig und schön. Mit ihrer großzügigen Transparenz bieten sie auch für die Bewohnerinnen und Bewohner wirklich neue Perspektiven.



»Das sind k

mom

Das Thema Resonanz findet sich auch in den Werken des isländisch-dänischen Künstlers Ólafur Elíasson wieder, der mit Phänomenen wie Licht und Wasser, Bewegung und Reflexion arbeitet. Zudem schafft Elíasson oft Architekturen und Orte, die »vom Resonanzversprechen leben« - wie unser Interviewpartner es ausdrücken würde

relative

Resonanz- ente»



Colour vision kaleidoscope, 2003 /
Foto: Jens Ziehe / © 2003, Olafur Eliasson

Was kennzeichnet gelingende Weltbeziehungen? Wie können wir sie fördern im täglichen Leben, in der Stadt und im internationalen Austausch? Zu Fragen wie diesen gibt es wohl keinen kompetenteren Gesprächspartner als den Soziologen und Politikwissenschaftler Hartmut Rosa, der eine Theorie der Resonanz entwickelt hat

Gespräch

Stadtplanerinnen und Stadtplaner aus der ganzen Welt kommen in internationalen Lern- und Austauschformaten zusammen, um sich gegenseitig zu neuen Lösungen zu inspirieren. Wie würden Sie das mit Ihren Begriffen der Resonanztheorie beschreiben?

Ich bin fest davon überzeugt: In solchen interkulturellen Formaten der Begegnung kann es durchaus zu Resonanzerfahrungen kommen. Deren Grundform kann man ganz einfach definieren – als ein dynamisches Wechselspiel von Hören und Antworten. Man nimmt etwas wahr, hört eine Geschichte, sieht Bilder, stößt auf Ideen – und fast automatisch antwortet etwas in einem. Man überlegt: Wie würde das in meiner Stadt aussehen, was bedeutet das für unseren Kontext? Wobei es dabei erst mal gar nicht zielgerichtet zugeht.

Sondern?

Ergebnisoffen. Damit Resonanz entsteht, dürfte es bei solchen Netzwerktreffen zunächst nicht um die Frage gehen, wie man möglichst schnell ein bestimmtes Projekt vorantreibt, zum Beispiel ein Gebäude errichtet. Denn das wäre ja ein typischer Prozess des Optimierens und Realisierens. In Resonanzbeziehungen hingegen kann – das ist das Schönste – etwas völlig Neues entstehen. Ich verwende dafür gerne Hannah Arendts Begriff der *Natalität*: Das Neue entsteht in der Mitte zwischen denen, die sich da begegnen. Denn der eine will den anderen nicht von etwas überzeugen oder sich durchsetzen. Stattdessen entsteht im Wechselspiel von Hören und Antworten ein Gedanke, von dem man hinterher gar nicht mehr sagen kann, woher er eigentlich kam. Das sind kreative Resonanzmomente.

Interview: Oliver Geyer

Die man folglich nicht per Knopfdruck herbeiführen kann.

Richtig. Denn ein anderes wichtiges Merkmal ist Unverfügbarkeit. Die Dinge laufen nicht immer perfekt. Manchmal sind diese Workshops auch zäh und langweilig, und alle sind ein bisschen frustriert. Aber so ist das eben. Trotzdem kann man die Wahrscheinlichkeit für das Eintreten von Resonanz erhöhen, indem man einen geeigneten Rahmen schafft.

Wie müsste der aussehen?

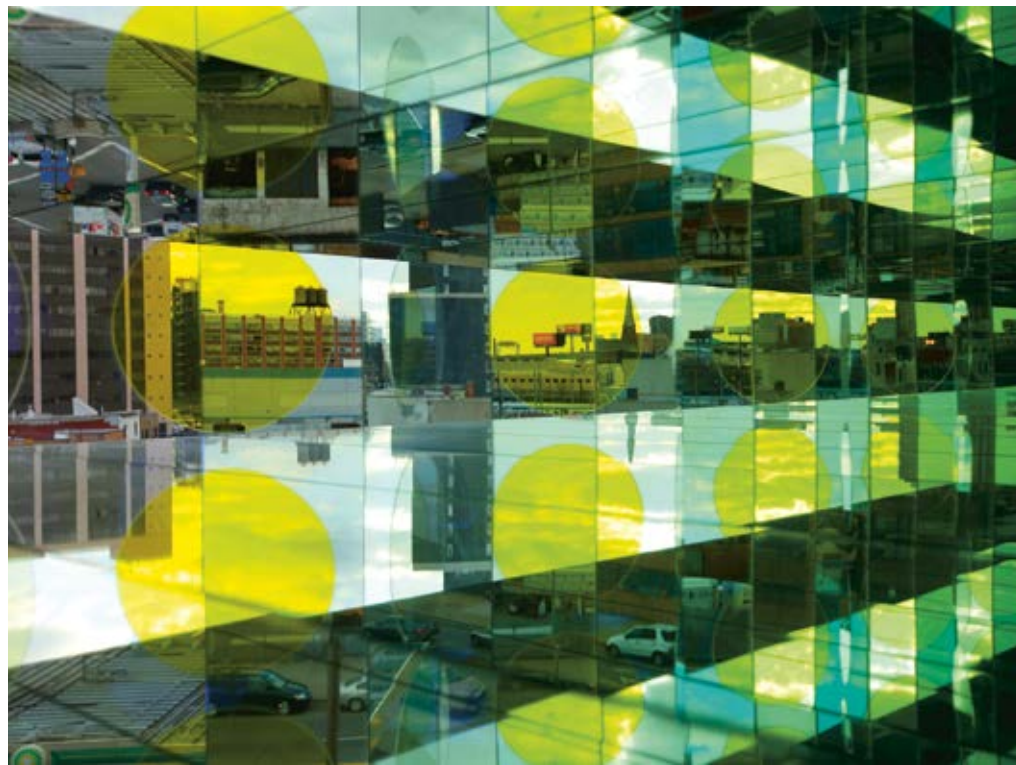
Resonanz erfordert das, was ich einen entgegenkommenden Resonanzraum nenne. Dort gibt es zum Beispiel keinen Zeitdruck, denn das ist der Resonanzkiller par excellence. Auch die räumlichen Gegebenheiten spielen eine wichtige Rolle. Platziere ich die Leute alle in Reihen hintereinander, ist es extrem unwahrscheinlich, dass sie in Resonanz treten. Auch ausgeprägte Konkurrenzverhältnisse oder Interessenkonflikte untergraben Resonanzbeziehungen. Deshalb ist wichtig, mit welcher Haltung ich in solche Treffen gehe. Will ich mich, wie etwa in Tarifverhandlungen, durchsetzen? Oder bin ich gespannt darauf, was mir da heute begegnet? Dann kann etwas in Bewegung geraten.

Könnte man sagen: Es entstehen schwingende Systeme, in denen sich beide Seiten wechselseitig auf eine höhere Ebene heieven?

Resonanz ist ja grundsätzlich ein Schwingungssystem, und dabei ist natürlich auch der Transformationsaspekt wichtig – dass sich wirklich etwas wandelt, und zwar auf beiden Seiten. Wobei die Unterscheidung zwischen Aneignen und Anverwandeln wichtig ist: Es kann nicht darum gehen, sich lediglich eine Methode von dem anderen anzueignen, sondern so mit einer Sache in Kontakt zu kommen, dass ich hinterher selber anders ticke.

Wie soll man in der Planung solcher Formate den Aspekt der Unverfügbarkeit beachten, ohne dass es völlig unstrukturiert wird?

Das ist in der Tat eine Zwickmühle. Ist man klar ergebnisorientiert und ungeduldig, erschwert das Resonanz. Andererseits ist es auch nicht produktiv, völlig planlos vorzugehen. Denn es frustriert Menschen auch, wenn sie das Gefühl haben, Zeit zu verschwenden. Was ist also gefordert, um ein gutes Schwingungssystem zu kreieren? Man



sollte geeignete Stimuli setzen, indem man bestimmte Ideen, Erzählungen und Fragen einspeist. Lehrende wissen, wie wichtig das ist.

Inwiefern?

Wenn Sie einer Schulklasse einfach nur sagen »Malt mal was«, dann sitzen viele Kinder ratlos da. Sagen Sie hingegen »Malt mal was zum Thema Weihnachten«, triggert das etwas. Vielleicht malen manche Kinder auch aus Protest einen Osterhasen, aber diese Eingrenzung löst etwas aus. Sonst wird gemekelt: »Müssen wir heute schon wieder machen, was wir wollen?« Auch das Erzählen von Geschichten, etwa in Erzählcafés, führt dazu, dass Menschen oft selber auf Geschichten kommen.

Was sind, neben der Unverfügbarkeit, weitere Eigenschaften einer guten Resonanzbeziehung?

Eines möchte ich vorwegschicken: Wenn man den Resonanzbegriff ins Feld führt, trifft das in der Regel selbst auf große Resonanz. Weil es eine griffige Metapher ist. Von der Ebene möchte ich es eigentlich wegbringen, sonst verwässert das, und wir landen bei: Resonanz ist alles, was mir gefällt. Resonanz ist kein emotionaler Zustand, sondern eine Form der Beziehung, die aus vier Elementen besteht. Das erste ist Berührung: Etwas wird dadurch bei mir affiziert. Das zweite ist Selbstwirksamkeit: Ich antworte auf diese Berührung und erfahre mich dabei als lebendig und wirksam. Das dritte ist

Transformation: Ich verändere mich durch dieses dynamische Wechselspiel auch selbst. Vielleicht hatte ich vor einem dieser Netzwerktreffen ein bestimmtes Bild von einer Stadt oder einem anderen Land – etwa von der Ukraine, mit der es bis vor ein paar Monaten noch einen intensiven Austausch gegeben haben soll –, dann rede ich mit Leuten von dort, und es passiert diese Anverwandlung. Und das vierte Element von Resonanzbeziehungen ist die Unverfügbarkeit, von der wir ja schon gesprochen haben.

Sie sprechen das Thema Ukraine an. Wenn auf internationaler Ebene aus halbwegs funktionierenden Beziehungen Hassbeziehungen werden, die sogar zu Krieg führen – was ist das für ein Vorgang, resonanztheoretisch beschrieben?

Es gibt nach meiner Beobachtung drei Grundformen der Weltbeziehung: Attraktion, Indifferenz und Repulsion. Attraktion heißt: Etwas zieht mich an, ich öffne mich und trete in eine positive Wechselwirkung und Resonanz. Indif-



Foto: Jürgen Scheiere

Hartmut Rosa (56) gilt auch als Experte für Entschleunigung, ist selbst aber sehr rührig: mit einer Soziologie-P Professur in Jena und der Leitung des Max-Weber-Kollegs in Erfurt

ferenz bedeutet: Das andere lässt mich kalt, ich nehme es kaum wahr. Und Repulsion heißt: Ich hasse es – wobei die Abstoßung von mir selbst ausgehen oder als Bedrohung von der anderen Seite wahrgenommen werden kann. Das Problem ist nun, dass insbesondere Resonanz leicht in Repulsion umschlägt. Auch Liebesbeziehungen entwickeln sich nicht selten zu Love-Hate-Relationships, eben weil mir der andere nicht egal ist. In einer rein repulsiven Beziehung geht es dann nur noch darum, den anderen zu beherrschen oder sogar zu vernichten.

Und in resonanten Beziehungen – gibt es da gar keine Dissonanzen?

Oh doch, die kann und muss es geben. Wenn ich mich mit meinem besten Freund treffe, streiten wir uns im Grunde immer. Wir fangen mit Fußball an, wo er Fan der einen Mannschaft ist und ich der anderen. Dann streiten wir uns über aktuelle politische Fragen. Aber dieser Streit ist eine Form sehr starker Resonanz, weil es mich interessiert, wie er die Dinge sieht. Der Unterschied zur Repulsion ist, dass ich offen bin für

»Es muss darum gehen, wieder wirkliche Resonanzräume zu schaffen – gerade auch in den Innenstädten«

das Dissonante – ich will das Argument des anderen hören und antworte darauf. Klar will ich ihn überzeugen. Aber ich will ihn nicht stumm machen und ihm auch nicht vorschreiben, was er sagen soll.

Wie erkennt man, dass man auf einen gefährlichen Umschlagpunkt zusteuert?

Gerade unsere resonanten Beziehungen sollten wir mit einer dauerhaft erhöhten Sensibilität füreinander absichern. Denn wo Resonanz stattfindet, macht man sich offen und verletzlich, auch deshalb schlägt das leicht in Repulsion um. Wobei, um noch mal auf die internationale Ebene zurückzukommen: Ein Konflikt wie der zwischen Russland und der Ukraine

ist natürlich komplex und hat eine lange Vorgeschichte. Das kann ich nicht so ohne Weiteres mit diesen Begrifflichkeiten erfassen.

Insgesamt stehen die Zeichen für Resonanz heute nicht allzu gut: Sie beschreiben den allgemeinen Steigerungszwang, eine atemlose Gesellschaft unter ständigem Zeitdruck, in der die soziale Ungleichheit zunimmt und die natürlichen Ressourcen zerstört werden. Wie müsste ein Gesellschaftswandel aussehen, der wieder gelingende Welt- und Resonanzbeziehungen begünstigt?

In der Tat beziehe ich den Resonanzbegriff nicht nur auf zwischenmenschliche Beziehungen, sondern auch auf unser Verhältnis zur Welt, zur Natur und den uns umgebenden Dingen. Wobei ich in letzter Zeit verstärkt beobachte: Gerade unter problematischen Umständen kann durchaus Resonanz entstehen. Menschen in Krisen und Entfremdungskontexten berichten davon, wie innerhalb all dieser Scheußlichkeiten irgendwas – eine Blume, eine Musik, die aus einer Kirche drang, eine Begegnung – plötzlich etwas in ihnen

zum Klingen gebracht hat. Die Unverfügbarkeit von Resonanz bedeutet zwar, dass ich nichts erzwingen kann. Aber es bedeutet auch, dass Resonanz nie ausgeschlossen ist.

Und was schließen wir daraus für den nötigen gesellschaftlichen Wandel?

So entsetzlich die Repulsionen sind: Die womöglich noch größere

Bedrohung unserer Welt ist die weit verbreitete Indifferenz. Und die ist eine direkte Folge des Steigerungszwangs und Ergebnisdruks. Man sieht es an unseren überquellenden To-do-Listen und der ständigen Output-Messung. Wir haben eine Kultur geschaffen, in der uns nichts mehr dazwischenkommen darf. An der Supermarktkasse mal ins Gespräch kommen? Fehlangeige. Wir haben oft kein Auge und Ohr mehr für die Dinge, die uns ansprechen könnten. So kommt es immer öfter zu dispositionaler Schließung. Selbst das Burn-out ist ja im Grunde ein Zustand, wo mich alles nur noch kaltlässt. Also muss es doch darum gehen, wieder wirkliche Resonanzräume zu schaffen – gerade auch in den Innenstädten.

Wie könnte das aussehen?

Es sind ja keine finsternen Mächte, die der Resonanz im Wege stehen, wir sind es selbst. Wenn wir in die Stadt gehen, möchten wir, dass alles schnell und effizient funktioniert. Dieser zielstrebige Erwartungsdruck kommt sogar zum Tragen, wo es eigentlich um Resonanz gehen soll, etwa beim Museums- oder Konzertbesuch. Dort wird es vollends absurd. Mit der gesteigerten Resonanzerwartung – ich habe wenig Zeit, jetzt will ich aber auch was erleben für mein Geld – drehen wir einer möglichen Resonanz direkt wieder den Saft ab. Es wurden in den Städten immer schon Räume geschaffen, die von Resonanzversprechen leben. Aber dann gibt es diesen Perfektionsanspruch, dass bloß nichts Unvorhergesehenes passieren darf. Das muss man irgendwie aufbrechen.

Das Ziel zivilgesellschaftlicher Stadtentwicklung ist eine Vielfalt, die einen Kontrapunkt zu den kommunalen Expertenkulturen setzt und durchaus mit einer gewollten Portion Unberechenbarkeit einhergeht. Ein Lösungsansatz?

Eindeutig ja. Meine Hauptthese dazu kann man schön mit einer Songzeile von Leonard Cohen zusammenfassen: »There is a crack in everything, that's how the light gets in.« Mögen die Kontexte noch so perfektionistisch und verdinglicht sein, an allen Ecken entstehen kleine Resonanzmöglichkeiten – sei es die Katze, die auf dem Parkplatz um meine Beine streift, sei es der Bettler, dem ich auch einfach mal etwas geben könnte. Es ist für mich sehr plausibel, dass ein zivilgesellschaftliches Element gerade auf kommunaler Ebene die Resonanzmöglichkeiten erhöht. Davon könnten die Stimuli ausgehen, die man braucht.

Sie sagen, dass heute jeder seine Resonanzkanäle finden muss. Könnten für Mitarbeitende von Kommunen internationale Lern- und Austauschformate so etwas sein?

Ich denke, ja. Und das ist nicht zu verwechseln mit dem Drang des modernen Menschen nach erhöhter Weltverfügbarkeit. Wenn jeder überall hinfahren will, um dort ein bestimmtes touristisches Programm abzuspulen, ist das eine Form von Verfügbarmachung und Beherrschung. Das würgt Resonanz ab. Wenn es aber darum geht, Austauschbeziehungen einzugehen und sich füreinander erreichbar zu machen, sehe ich das sehr positiv. ▀

Timișoara liegt ganz im Westen des Landes, im Dreiländereck zwischen Serbien und Ungarn. Die drittgrößte Stadt Rumäniens gehörte einst zur österreichisch-ungarischen Monarchie. Und tatsächlich wirkt sie mit ihrer Sezessionsarchitektur wie ein kleines Wien. 2023 wird Timișoara europäische Kulturhauptstadt. Aber der EU-Beitritt 2007 hat die Hoffnungen vieler Rumäninnen und Rumänen nicht erfüllt. Der Wirtschaftsaufschwung kommt nicht bei allen an, und die grassierende Korruption ist ein großes Problem.

Doch gibt es einen neuen Hoffnungsträger. Dominic Fritz aus dem Schwarzwald wurde im Oktober 2020 in Timișoara zum Bürgermeister gewählt. »Für das politische System war ich natürlich ein Outsider, aber ich bin nicht vom Himmel gefallen, sondern habe eine lange und persönliche Beziehung mit dieser Stadt«, sagt der 38-Jährige im Zoom-Interview aus seinem Büro. Hinter ihm eine rumänische Flagge, vor ihm – wie immer – ein volles Tagesprogramm, Meetings zu Abfallwirtschaft, Fernwärmesystem, Kulturagenda. »Es gibt immer hundert Baustellen gleichzeitig.«

Dominic Fritz kam mit 19 für ein freiwilliges soziales Jahr nach Timișoara: »Die Multikulturalität hat mich fasziniert«, erzählt er. »Man steigt in die Tram ein, zwei Damen unterhalten sich auf Ungarisch, es stößt eine dritte dazu, man wechselt ins Deutsche, dann tritt noch ein Herr dazu und fragt etwas auf Rumänisch.« Das

Keiner kennt den Wert eines internationalen Perspektivwechsels besser als *Dominic Fritz*. Als Deutscher wurde er Bürgermeister der sehr multikulturellen Stadt Timișoara in Rumänien – und betrachtet die Dinge dort von außen und innen gleichermaßen

Text: Annett Scheffel

Miteinander der Kulturen habe immer eine Auseinandersetzung mit anderen Perspektiven eingefordert und neue Ideen hervorgebracht. Von Timișoara ging 1989 auch die Revolution gegen den Diktator Nicolae Ceaușescu aus, die die Diktatur der kommunistischen Partei in Rumänien beendete. »Ich glaube daran, dass diese täglichen kleinen kreativen Reibungen einer Gesellschaft guttun.«

Fritz nahm diesen Geist mit zurück nach Deutschland, kehrte aber auch immer wieder in die Stadt zurück, organisierte Konzerte und soziale Projekte und pendelte zuletzt zwischen Timișoara und Berlin. Bis er 2017 zur Zeit der Korruptionsproteste spürte, dass er nicht mehr nur in einer beobachtenden Rolle bleiben konnte. Er wurde Mitglied der Oppositionspartei Uniunea Salvați România, kurz USR, und ließ sich schließlich als Kandidat für das Bürgermeisteramt aufstellen. »Mir war klar: Wenn wir nicht in 30 Jahren immer noch auf der Straße stehen

Dominic Fritz ist ein starker Partner der Europäischen und Internationalen Stadtentwicklungspolitik des BMWSt

und protestieren wollen, dann müssen wir die politische Bewegung auf lokaler Ebene ins System bringen. Ein Land wie Rumänien wird nicht von oben reformiert, sondern von unten. Es ist vor allem ein Kampf mit Mentalitäten, den man dort führen muss, wo die Menschen leben.«

Fritz nahm bei der Wahl explizit Bezug auf die europäischen Werte und die Leipzig-Charta ... und gewann mit 54,8 Prozent der Stimmen. »Ich glaube schon, dass viele Leute es als Vorteil gesehen haben, dass ich hier in keinerlei Netzwerken stecke.« Gleichzeitig bringt er eine besondere Perspektive mit in das Amt ein: »Als Bürgermeister und wichtigster Repräsentant der Stadt bin ich quasi die Definition der Innenperspektive. Gleichzeitig komme ich als Deutscher von außen. Das ist ein Paradox, das nicht immer ganz einfach ist, aber sehr fruchtbar sein kann.«

Fritz hat sich vorgenommen, bürgernah und bescheiden zu sein, und vor allem kämpft er mit viel Transparenz gegen Korruption. Für die tägliche Arbeit sei es sehr hilfreich, unvoreingenommen an Sachen heranzugehen – zum Beispiel bei der Besetzung von Verwaltungsposten oder der Vergabe von Aufträgen – und eine Vorstellung davon zu haben, wie es auch ganz anders gehen könnte. »Oft ist das ja genau das, was fehlt.«

Fruchtbares Paradox



Foto: dominicpritz.ro

Zur Wirklichkeitsgymnastik nach Grünheide



Foto: Victoria Jung

Stephan Willinger berichtet davon, wie er vor ein paar Wochen selbst mal sehr eindrücklich einen globalen Perspektivwechsel erfahren hat – in Brandenburg

Je nach Temperament, Lebenslage und Blickwinkel kann die Realität erstaunlich unterschiedlich aufgefasst werden. Dem Planerberuf ist diese Polyperspektivität in die Wiege gelegt. Doch um immer wieder unvoreingenommen den unterschiedlichsten Rationalitäten zu lauschen, bedarf es einiger Demut, starker Nerven und »transversaler Vernunft«, wie der Philosoph Wolfgang Iser es nennt. Planerinnen und Planer haben deshalb vielleicht nicht die Entschlossenheit derer, die alles nur nach ihrem Maß beurteilen. Aber sie sind vielheitsfähig (noch so ein schönes Philosophenwort). Unsere heutige Realität der Krisen und Unsicherheiten, sie erfordert gerade von Stadtplanerinnen und Stadtplanern, zwischen verschiedenen Sichtweisen hin und her zu wechseln. Nur wenn die Akteure über ihre konzeptionellen Grenzen hinausschauen, wenn sie die Konfrontation gegensätz-

licher Wertesysteme nicht erschöpft, sondern anregt, entsteht Handlungsfähigkeit für Stadtentwicklung. Um zu prüfen, ob auch mir das gelingt, ergriff ich neulich die Gelegenheit, im Stellentausch mit einer am Rande des Wahnsinns angelangten Brandenburger Kollegin für einige Zeit in der für das neue Tesla-Werk zuständigen Verwaltung zu arbeiten. Da war ich nun tagsüber mit »call me Elon« und seinen smarten Anwältinnen und Anwälten konfrontiert, während mich rund um die Uhr die kreativen Automenschen mit Fotos ihrer jüngsten Erfindungen und ihrer lustigen Erlebnisse beim Umzug nach Deutschland unterhielten. Schnell war klar, dass die Aufgabe hier etwas ganz anderes ist als mein geregelter Institutsalltag. Elon ist Autist, was dem Kulturschock eine weitere Dimension hinzufügte. So fügte ich mich ein, lernete dazu und erfand dabei die Rolle des Verwaltungsbeamten ein bisschen neu. Ich versuchte, die lebensrettenden Vermeidungsstrategien meiner Verwaltungskolleginnen mit kalifornischer Unbeschwertheit zu verbinden. Und ich kann es nicht anders sagen: Die Flut an zum Teil idiotischen, zum Teil spannenden Ideen aus Teslas Entwicklungsabteilung wirkte ansteckend. Bald machte auch ich mir nicht nur Gedanken, wie man das Werk in die lokale Landschaft und Gesetzeslandschaft integrieren, das Grundwasser und die ansässigen Tierarten schützen könnte. Ich erappte mich nun auch dabei, wie ich mit den Tesla-Kreativen herum-

Kolumne

Literaturtipps zum Thema der Kolumne finden sich unter: www.nationale-stadtentwicklungspolitik.de

spinn, Paragraphen des BauGB dehnte, neue Formen ökologischen Ausgleichs erfand... und abends zum Barbecue im Hof eines leer stehenden Autohauses ging. Ob Sie es glauben oder nicht: Die social days des Tesla-Managements in Grünheider Schulen waren meine Idee. Genau wie der Erhalt der riesigen, genau vor Elons Büro stehenden Eiche – sein »Geschenk« an mich (»Steven, I love your f*ing German way!«).

Jetzt möchten Sie vermutlich gerne noch wissen, was die Brandenburger Kollegin derweil hier in Bonn erlebt und bewegt hat. Sie werden es bald merken, in der Nationalen Stadtentwicklungspolitik wird sich einiges ändern. Ganz konkret spürbar ist es schon bei mir zu Hause: Mandy und ich haben nämlich nicht nur im Büro die Plätze getauscht, sondern auch in unseren Familien. Bei uns in Bonn ist es jetzt ordentlicher, und die Kinder übernehmen Aufgaben im Haushalt. Wie hat sie das nur hingekriegt? Dafür gibt es in Grünheide öfter mal was Vegetarisches.

Ein solcher Ausflug ins Unbekannte ist eine echte »Wirklichkeitsgymnastik«. Auch die Sommerferien sind eine gute Gelegenheit, neue Perspektiven einzunehmen. Genießen Sie es: Setzen Sie sich eine ortstypische Kopfbedeckung auf, begeben Sie sich auf den Dorfplatz, machen Sie sich erreichbar (wie Hartmut Rosa so schön schreibt) und spüren Sie die Schwingungen.

Stephan Willinger
ist Projektleiter der Nationalen Stadtentwicklungspolitik im Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR)

Fight

Ivana Rohr bezeichnet sich als Zirkusdirektorin bei Endboss und kümmert sich u. a. um kulturelle Stadtentwicklung. Robin Höning ist Geschäftsführer und Gründer



Foto: China Hopson

Text: Natascha Roshani

Sie nehmen den Mund sehr voll, aber sie meinen es ernst. Ivana Rohr und Robin Höning wollen mit Endboss, ihrem »interdisziplinären Studio für Raumfragen und -antworten in allen Maßstäben« die Menschen wieder das Streiten lehren. Natürlich geht es dabei nicht nur um die Auseinandersetzung im Allgemeinen, sondern um das, was uns alle betrifft: »um den gebauten Raum und die variablen Freiräume dazwischen«, wie es auf der Website des Architekturbüros heißt – oder einfacher ausgedrückt: um die Gestaltung der Städte, in denen wir leben. Glaubt man den Hannoveraner Stadtentwicklerinnen und Stadtentwicklern, braucht es einen »echten, ehrlichen und eklatanten Streit über die Stadt«. Weil, so erklärt es Endboss-Gründer und Geschäftsführer Robin Höning: »Jede und jeder von uns ist der Stadt ausgesetzt. Deshalb ist es unser Wunsch, dass sich alle damit beschäftigen und Verantwortung übernehmen. Städte werden ja nicht nur mit privatem Kapital gebaut, sondern auch mit unser aller Steuergeld.«

Um zu dieser Auseinandersetzung beizutragen, plant Endboss eine »Konferenz für experimentelle Stadtentwicklung«, die vom 10. bis 11. Juni in Hannover stattfindet. Schon der Titel »you promised me a city« macht deutlich: Das soll hier nicht die zigste Fachkonferenz mit den üblichen Podiumsdiskussionen und Panels werden, auch keine Konsensveranstaltung zwischen Thermoskannenkaffee und Käsebrötchen. »Da hat eh keiner Lust drauf, denn das führt nur zu programmatischer Langeweile und zu problematischer Diskursverengung« – Ivana Rohr, die als »Zirkusdirektorin« bei Endboss fungiert und sich unter anderem um die Konzeption und Organisation der Veranstaltung kümmert, findet klare Worte für das, was man nicht beabsichtigt. Stattdessen sei das Ziel, gemeinsam mit den Teilnehmenden die »sogenannte Expertenebene« aufzubrechen und interdisziplinärer

Club



Foto: Sofie Puttfranken



Foto: Kalanep



Eine vierspurige Hochstraße wurde zum Austragungsort für ein Theaterfestival gemacht. Der gigantische Spiegel daran war die Aufforderung zur urbanen Selbstreflexion

Hann

Foto: Julius C Schreiner

In Hannover stoßen kreative Stadtmacher mit neuen ungewöhnlichen Formaten einen *Perspektivwechsel* an, um die Sicht auf unsere Städte zu verändern. Dabei setzen sie auf produktive Reibung statt auf Konsens

Neue Formate



Foto: China Hopson

vorzugehen – also nicht nur Leute aus dem Stadtentwicklungs- und Architekturkontext einzuladen, sondern auch die Disziplinen Kunst, Medizin und Forschung einzubeziehen. Und vor allem: eine tatsächliche Konfrontation, Reibung und Auseinandersetzung herbeizuführen und entscheidende Fragen zu klären. Wer kommt im städtebaulichen Diskurs überhaupt vor? Wer gestaltet Städte für wen und warum? Und wer

nimmt überhaupt teil an dem Prozess?

»Die von uns angestoßenen Debatten sollen Spaß machen und Leute miteinander ins Gespräch bringen, auch wenn sie nicht einer Meinung sind«, erläutert Robin das Konzept der Konferenz. Und Ivana ergänzt: »Indem wir uns in unserer Unterschiedlichkeit miteinander auseinandersetzen, öffnen wir Türen für einen Perspektivwechsel und schmieden auf den unterschiedlichsten Verantwortungspositionen neue Allianzen und Partnerschaften.«

Im Gespräch wird schnell klar, dass sich Endboss mit seinen 15 festen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern nicht als Dienstleister versteht, man will auf Augenhöhe arbeiten und bezeichnet Auftraggebende daher als »KomplizInnen«. Sicher eine in der Stadtentwicklung eher ungewöhnliche Herangehensweise, und doch hat Endboss Erfolg damit: Das Büro hat mit seinen Projekten bereits internationale Preise gewonnen. Formiert hat es sich aus der kokreativen Entwicklung des PLATZprojekts, mit dem Robin Höning und andere Hobby-skater zunächst eine Brachfläche zum Skatepark deklarierten, um den herum sich zahlreiche zu Werkstatt, Büro oder Bar umfunktionierte Container sowie Urban-Gardening-Flächen ansiedelten. Aus den damaligen Prozessen haben die Akteure viel gelernt: Nach dem konzeptionellen Prinzip der Do-Ocracy, bei dem die Beteiligten selbstständig ihre Aufgaben ausüben und ausführen, entstand selbstorganisierter Raum für vielfältige Nutzungen. Immer wieder mussten Grenzen



Foto: Paul Maciel

Alt werden in der Stadt: Darüber wurde in diesem »temporären Altenheim« diskutiert und informiert

ausgetestet und Widerstand gegen die üblichen Verwertungsmechanismen geleistet werden. Und es wurde viel Wert darauf gelegt, dabei möglichst der ganzen komplexen Stadtgesellschaft den Zugang zu ermöglichen und nicht allein Menschen mit bildungsbürgerlichem Hintergrund das Feld zu überlassen. Daraus hat sich nicht nur das Büro Endboss gegründet, sondern auch die Gesellschaft für außerordentliche Zusammenarbeit, ein Pilotquartier der Nationalen Stadtentwicklungspolitik. Und auch das Programm der Konferenz »you promised me a city« soll diesen Spirit aufnehmen: zum einen thematisch, wenn es um das Benennen von Konfliktlinien und eine Abkehr von dem neuen Narrativ der allgegenwärtigen Kooperation geht. Und ebenso hinsichtlich der Formate. In einem »Fight Club« sollen immer zwei Expertinnen oder Experten über mehrere Runden aus unterschiedlichen Perspektiven über ein Thema debattieren und dafür von einer Jury bewertet werden. Eine Schulung in Konfliktmoderation und Berichte über Burn-outs bei Stadtmachern soll es ebenso geben wie eine »Shit Show« – eine Präsentation von Worst Cases statt der üblichen Best Practices, vorgetragen von Akteuren, die eigentlich für ihren Erfolg bekannt sind.

Mittlerweile habe in den Kommunen ein Wertewandel stattgefunden, glaubt Robin Höning. Die alten Denkmuster und Handlungsweisen würden hinterfragt, und Architektinnen und Stadtplaner würden sich stärker positionieren und eine Haltung zu den großen gesellschaftlichen Fragen entwickeln. Dass sich die Menschheit mit dem Klimawandel beschäftigen muss, hätten nun alle verstanden. Und Ivana ist überzeugt: »Auch private Investoren und Entwicklerinnen wollen lebenswerten, vielfältigen Städten nicht im Weg stehen, im Gegenteil. Also muss man sie ernst nehmen in ihrem Transformationswillen. Und man muss daran arbeiten, gemeinsam statt nebeneinanderher Städte zu entwickeln.« Dass es dabei immer um die gleichen Streitthemen der Bodenfrage und Teilhabe geht, ist schwer zu ändern. Allerdings darf man, folgt man der Endboss'schen Logik, nicht um die Konflikte herummanövrieren oder einen Konsens vortäuschen, indem man nur mit Menschen spricht, die das Ganze genauso sehen wie man selbst. »Wenn wir funktionierende Stadtgesellschaften erreichen wollen, müssen wir lernen, vernünftig miteinander zu streiten und produktiv mit Dissonanzen umzugehen«, sagt Ivana. Auch in demokratischen Gesellschaften erscheint das wichtiger denn je. Das erlebt man nicht nur in Hannover.

over

Futur Frankfu

Pilotprojekt

Text: Ingrid Schick
Fotos: Thomas Pirot

Die Stadt mit anderen Augen sehen, das wollen wir an einem himmelblauen Frühlingstag. Treffpunkt mit Andrea Schwappach und Daniel von Bernstorff, zwei Aktiven des Netzwerks »Making Frankfurt«, ist der Figurenbrunnen auf der Zeil, einst die umsatzstärkste Shoppingmeile der Bundesrepublik. Als prägnanter Hotspot innerstädtischer Veränderung macht hier neuerdings der lang gestreckte Gebäudekomplex des ehemaligen Hertie-Konzerns, heute Galeria-Kaufhof, von sich reden. Die Tage der großen Warenhäuser sind gezählt, heißt es, und deshalb soll zukünftig nur noch ein Teil des Areals als modernisierte Premiumfiliale wiedereröffnet werden. Der Rest hingegen steht ab 2025 für

andere Nutzungen offen. Aber welche könnten das sein? Wie soll hier ein neues lebendiges Quartier entstehen?

Es sind Fragen wie diese, mit denen sich die Leute von »Making Frankfurt« eingehender beschäftigen. Die Initiative besteht aus derzeit 15 gut in der Stadt vernetzten Akteuren verschiedener Disziplinen – von Architektur, Einzelhandel, Gastronomie, Kunst und Kultur bis hin zur klassischen Stadtplanung – und ist offen für alle Bürgerinnen und Bürger, die an der Mitgestaltung neuer Konzepte für die Frankfurter Innenstadt interessiert sind. Von der Initiative, die sich im Sommer 2020 gegründet hat, ging Ende 2020 auch der entscheidende Impuls aus, dass Frankfurt sich mit einem ambitionierten Prozess zur Innenstadterneuerung als Pilotprojekt Post-Corona-Stadt bewarb. Seit man dafür Anfang 2021 den Zuschlag bekam, ist Architektin Andrea Schwappach die

Innovative Konzepte für eine lebenswerte Innenstadt entwickeln, Möglichkeitsräume schaffen, in denen sichtbar wird, was alles geht. Dazu trägt in der Main-Metropole ein neues bürgerschaftliches *Netzwerk* bei. Es soll eine Vielfalt von Perspektiven dauerhaft in der Stadtentwicklung verankern

Projektmanagerin. Nun geht es darum, tiefer zu erkunden, wie das Zentrum Frankfurts vor dem Hintergrund massiver gesellschaftlicher Veränderungen ein lebendiger, inspirierender Ort bleiben kann – beziehungsweise sich wieder verstärkt zu einem solchen entwickeln könnte. Als Projektpartnerinnen und Projektpartner beteiligt sind neben der Stadt Frankfurt auch das Deutsche Architekturmuseum (DAM), der Städtebaubeirat, die Hochschulen und engagierte Geschäftsleute. Als Koordinierungsstelle und Vermittlerin zwischen kommunalen, privaten und zivilgesellschaftlichen Akteuren soll in diesem Jahr die »Agentur für städtischen Wandel« etabliert werden. In öffentlichen Innentadtdialogen soll die Öffentlichkeit sowohl über die Herausforderungen der Innenstadtentwicklung informiert als auch an der Erarbeitung von Lösungsansätzen und Maßnahmen beteiligt werden.



rt



Die Architektin **Andrea Schwappach** hat bei dem Prozess zur Innenstadt-erneuerung die Projektleitung inne. Sie gehört zur Initiative »Making Frankfurt«, von der auch der entscheidende Impuls kam, sich damit als Pilotprojekt Post-Corona-Stadt zu bewerben



Die gelben Aktionsfelder bilden den räumlichen und konzeptionellen Rahmen für eine Vielzahl von Veranstaltungen und Interventionen: Talks, Theater, Livemusik, Speakers Corners und Präsentationen



Foto: Moritz Bernoulli



Frankfurt mit anderen Augen sehen. Was sich dem innova-
tionsfreudigen Betrachter dann darbieten könnte, beschreibt
uns der Berater und Kulturvermittler Daniel von Bernstorff
anhand des Hertie-Komplexes, der wie ein gestrandeter
Hochseetanker zwischen Zeil und Schäfergasse liegt: »Was
wäre, wenn hier anstelle oder gar aus dem Bestand der Im-
moblie heraus eine völlig neue Struktur entstünde? Ein
modularer Ort, der den Wandel mitmachen kann? Eine
Kulturmaschine wie das Centre Pompidou in Paris?« Sollte
es hingegen doch wieder um Shopping gehen, dann müsse
das Einkaufserlebnis völlig neu definiert werden wie etwa
im Ikea-Store in der Wiener City – mit lauschiger Dachterra-
sse, Hotel auf den oberen beiden Etagen und der Integration
kleiner Einzelhandelsgeschäfte mit regionalen Produkten.

»Making Frankfurt« selbst hat
keinen unmittelbaren Einfluss
darauf, ob hier ein Abriss und
Neubau erfolgt oder der Bestand
umgenutzt wird. Was für Daniel
von Bernstorff aber auf der Hand
liegt: Wenn Eigentümer, Inves-
torinnen oder die Stadt selbst
Baumaßnahmen und Nutzungen
planen, die das Stadtbild und
das soziale Gefüge maßgeblich
verändern, sollte frühzeitig der
breite Dialog gesucht werden.
Hier kann die interdisziplinär
aufgestellte Initiative wertvolle
kreative Impulse geben.

Der Unterstützung aus
der Kommunalverwaltung, die
als Projektträgerin die Organi-
sation übernimmt, dürfen sie
sich dabei sicher sein. Marcus
Gwechenberger aus dem Frank-
furter Planungsdezernat hat in
dieser Hinsicht deutliche Signale
gesetzt: Die Frankfurter Innen-
stadt müsse diversifiziert werden.
Der Einzelhandel sei weiterhin ein
wichtiger Bestandteil, es bräuchte
aber mehr nichtkommerzielle
Orte und mehr Aufenthaltsquali-
tät im öffentlichen Raum, um die
Innenstadt fit für die Zukunft zu
machen. Und das werde am bes-
ten gelingen, indem man über den
Tellerrand blickt und verschiedene Akteure zusammenbringt.

»Uns alle verbindet der Anspruch, Stadt aktiv gestalten
und neue Ideen gemeinsam umsetzen zu wollen«, ergänzt
Andrea Schwappach. Es gehe darum, Stück für Stück gemein-
sam das große Potenzial Frankfurts zu heben.

Etwa auch an der Hauptwache, einem sozialstruktu-
rell spannungsreichen Ort mit historischen Gebäuden, Ge-
schäftshäusern hinter Beton-brut-Fassaden und großen Zu-
gängen zur U- und S-Bahn, dem in den vergangenen Jah-
ren stadtplanerisch nicht gerade viel Beachtung geschenkt
wurde. Hier gibt Daniel von Bernstorff noch eine Kostprobe
seiner visionären Fähigkeiten: »Die U-Bahn-Zugänge sind
doch schon wie ein Amphitheater angelegt. Das wäre der
ideale Platz für eine zentrale Bühne und Zuschauerplätze auf
der Galerie. Dieser bisherige Un-Ort ist perfekt für eine kul-
turelle Nutzung geeignet!« Um mehr Menschen zu solchen

Im Austausch mit den USA:

»Frankfurt ist als Deutsch-
lands Global City intensiv
in internationale Ver-
flechtungen eingebunden.
Während im Finanz-, Immo-
bilien- und Verkehrssektor
bereits seit Jahrzehnten
Netzwerke aufgebaut und
gepflegt werden, steht die
Stadtentwicklung hier eher
noch am Anfang. Umso

mehr freue ich mich, dass wir jetzt im
Rahmen des D4UC-Netzwerks in einen
Austausch mit den USA treten. Die
Schaffung von bezahlbarem Wohn-
raum, die Entwicklung lebendiger
Innenstädte und die Planung neuer
Quartiere sind Fragen, die uns in bei-
den Ländern beschäftigen. Zwischen
Städten in den USA und Frankfurt
gibt es auch städtebaulich einige
Parallelen. Ich bin gespannt darauf,
wie die US-Städte mit den aktuellen
Herausforderungen umgehen und was
wir daraus für uns lernen können.«
(Planungsdezernent Mike Josef)



urbanen Visionen anzuregen, will man ge-
zielt nachhelfen. »Wir wenden uns zunächst
mit einer großflächigen Plakatkampagne an
Künstler, Kreative und alle, die etwas beizu-
tragen haben«, erklärt Andrea Schwappach.
»Gesucht werden Ideen für Begrünung und
urbane Module – mobiles Stadtmobiliar –
sowie Beiträge aus dem Bereich Street-Art,
Musik und Performance.«

Dank einer Vielfalt von Perspektiven
neue Möglichkeitsräume für eine nachhal-
tige und resiliente Stadt eröffnen – solche
Schlagworte klingen immer gut, stehen aber
oft unter Utopie-Verdacht. Bei der »Post-Co-
rona-Innenstadt Frankfurt« soll gerade diese
Perspektivenvielfalt für die nötige Boden-
haftung und Umsetzbarkeit sorgen. Andrea

Jürges vom Deutschen Architekturmuseum (DAM) hat dafür
bereits konkrete Vorschläge unterbreitet. Es komme darauf
an, den Menschen die Realitäten von Stadtplanung deut-
lich zu machen – warum Veränderungen, die in Plänen und
Renderings schon greifbar erscheinen, in der Realisierung
oft noch lange brauchen. Dass sich dahinter komplexe Ab-
stimmungs- und Entscheidungsprozesse verbergen. Deshalb
plant das DAM als Partner des Pilotprojekts ein besonderes
Programm rund um kommunale Gestaltungs- und Entschei-
dungsprozesse: Teilhabe und Möglichkeiten der Mitsprache
sollen eins zu eins erfahren werden. Und zwar genau an dem
Ort, der vor Daniel von Bernstorffs geistigem Auge schon zu
neuem kulturellen Leben erwacht ist: der Hauptwache.

Ein weiterer Fokuspunkt für die Entwicklung neuen
urbanen Lebens ist der Mainkai. Der soll für vielfältigere
Nutzungen als nur den Autoverkehr erschlossen werden und

Im Prinzip soll in Frankfurt zukünftig immer **Aktionstag** sein – und der öffentliche Raum dauerhaft zu einer Bühne für das vielschichtige Leben der Stadtgesellschaft werden



Sind die Zugänge zur U-Bahn an der Hauptwache nicht schon fast wie ein Amphitheater gestaltet? Ist dieser Ort daher nicht perfekt für eine **kulturelle Nutzung** geeignet? Für Fragen und Visionen wie diese ist man in Frankfurt sehr offen

Foto: Kirsten Bucher

in ein Experimentierfeld für das Leben am Fluss verwandelt werden, wo die Menschen flanieren, Grünflächen und Pop-up-Gastronomien zum Verweilen einladen und in Mitmachaktionen über die zukünftige Gestaltung dieses Stadtraums verhandelt wird. Als im August 2020 das Ende des einjährigen Modellvorhabens »temporäre Mainkai-Sperrung« bevorstand, hatten die Initiatorinnen und Initiatoren von »Making Frankfurt« dort einen Aktionstag veranstaltet und die Fortsetzung als Stadtraumexperiment gefordert. Mit Erfolg: Nach den Kommunalwahlen im März 2021 schrieb sich die neue Stadtregierung die Umwidmung des Mainkais in den Koalitionsvertrag.

Beflügelt durch diesen politischen Rückenwind und die neue Post-Corona-Stadt-Förderung veranstaltete man im September 2021 einen weiteren Aktionstag: In zentralen Bereichen der Innenstadt bildeten die bereits am Mainkai erprobten vier mal vier Meter großen »Aktionsfelder« den räumlichen und konzeptionellen Rahmen für eine Vielzahl von Veranstaltungen: Talks mit Vertretern aus Politik, Wirtschaft und Kultur, Tanz, Theater, Musik, Speakers' Corners und Präsentationen von verschiedenen Frankfurter Initiativen sowie Spielflächen für Kinder. »Mittelfristig geht es uns darum, solche Flächen an verschiedenen Orten der Stadt fest zu installieren und den öffentlichen Raum so zu einer Bühne für das vielschichtige Leben der Stadtgesellschaft werden zu lassen«, erklärt Andrea Schwappach. Im Prinzip soll in der Frankfurter Innenstadt zukünftig immer Aktionstag sein.

Zum Abschluss der gemeinsamen Stadtbegehung führt uns Andrea Schwappach auf die öffentlich zugängliche Dachterrasse der Galeria Kaufhof, von der man einen grandiosen Ausblick auf die Zeil, die Hauptwache und die Skyline hat. »Frankfurt hat die fantastische Chance, der Innenstadt ein neues Profil zu geben – als Ort der Begegnung, des Dialogs, der Kultur, der Kunst, der Kreativität, des Handelns und des Genusses«, sagt sie. Die Kleinteiligkeit, die Vielfalt, die Mischung und die Geschichte der Stadt seien in ihrer Kombination einzigartig. Frankfurt mit anderen Augen sehen. Wenn man die Stadt von hier oben und von dieser höheren Warte aus betrachtet, wird sie zu einem großen kreativen Labor. Tolle Aussichten.





Foto: Adriana Osanu

Termine

15. Bundeskongress Nationale Stadtentwicklungspolitik

Das Bundesministerium für Wohnen, Stadtentwicklung und Bauwesen lädt gemeinsam mit der Bauministerkonferenz der Länder, dem Deutschen Städtetag und dem Deutschen Städte- und Gemeindebund vom 14. bis 16. September 2022 zum Bundeskongress in die Station Berlin ein. Unter dem Motto »Transformation gestalten – Aufbruch zur urbanen Resilienz« werden aktuelle Ansätze und Strategien der Stadtentwicklungspolitik diskutiert und Ideen für eine nachhaltige und integrierte Entwicklung von städtischen und ländlichen Räumen auf nationaler, europäischer und internationaler Ebene entwickelt. Spannende Exkursionen, Rahmenveranstaltungen verschiedener Partnerinnen und Partner sowie eine Projektmesse werden das Kongressprogramm ergänzen.

Weitere Informationen in Kürze unter: www.nationale-stadtentwicklungspolitik.de

Zukunft ist gestaltbar!

Welche Trends prägen die urbane Zukunft? Und welche Methoden sind geeignet, sich den großen Zukunftsthemen der Stadt von übermorgen zu nähern? Für die Auseinandersetzung mit diesen Fragen steht den Akteuren der Stadtentwicklung nun ein Methodenkoffer zur Verfügung, der sie mit konkretem Arbeitsmaterial aktiv dabei unterstützt, über die Zukunft ins Gespräch zu kommen. Der Methodenkoffer und die zugehörigen umfangreichen Materialien können sowohl auf der Website der Nationalen Stadtentwicklungspolitik als auch auf der Seite des BBSR als Veröffentlichung bestellt werden.

www.stadtvonübermorgen.de

Publikation zum Bundespreis KOOP.STADT

Was ist eine kooperative Stadt? Welche Instrumente werden in deutschen Kommunen bereits erfolgreich angewendet, um engagierte Stadtmacher aktiv zu fördern? Aus den Einreichungen zum Bundespreis kooperative Stadtentwicklung KOOP.STADT wurden Praxistipps für Kommunen und zivilgesellschaftliche Akteure abgeleitet. Eine Publikation stellt die Preisträger und ihre Strategien vor.

Zur Bestellung und zum Download über: www.nationale-stadtentwicklungspolitik.de

Impressum



Bundesinstitut
für Bau-, Stadt- und
Raumforschung

im Bundesamt für Bauwesen
und Raumordnung



stadt:pilot

Magazin zu den Pilotprojekten der
Nationalen Stadtentwicklungspolitik

Herausgeber

Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und
Raumforschung (BBSR) im Bundesamt für
Bauwesen und Raumordnung (BBSR)
Deichmanns Aue 31-37, 53179 Bonn

Redaktion

Katharina Hackenberg und Stephan Willinger
(verantwortlich / BBSR), Oliver Geyer / DUMMY Verlag
(redaktionelle Koordination)

Umsetzung

DUMMY Verlag GmbH, Kirchstr. 1, 10557 Berlin

Autorinnen & Autoren

Oliver Gehrs, Oliver Geyer, Stefan Laurin, Natascha
Roshani, Annett Scheffel, Ingrid Schick, Daniel C.
Schmidt, Stephan Willinger

Art-Direktion und Design Sabine Kornbrust

Bildredaktion Trine Skraastad

Bildbearbeitung Alex Küper

Korrektur Florian Kohl

Stand Juni 2022

Druck

Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung, Bonn.
Gedruckt auf Recyclingpapier

Bestellungen & kostenloses Abo

nsp-publikationen@bbr.bund.de

Bildnachweise

Illustrationen Jindrich Novotny Cover Jonathan
Higbee S. 3 David Avazzadeh / Connected Archives
S. 4 Jonas Holthaus / laif S. 6 Sebastian Wolf S. 7
Jared Wickerham / Wick Photography S. 8 Graham
Coreil-Allen grahamprojects.com S. 14 Tom Wesse
S. 15 Danilo Halle, Dan Kitwood / Getty Images (u.)
S. 16-17 Lamm & Kirch, Berlin. Fotos: Jörg Büggen-
mann (5), ZUS © Ossip van Duivenbode (2), Iwan Baan
(1), Superflex (1), Mike Abrahams (3), Teple Misto (2),
Philippe Ruault (2) S. 18 Your rainbow panorama,
2006-2011, ARoS Aarhus Kunstmuseum, Denmark,
2011, Foto: Thilo Frank, © Olafur Eliasson S. 19 Colour
vision kaleidoscope, 2003, Foto: Jens Ziehe, © 2003,
Olafur Eliasson S. 20 Sunset kaleidoscope, 2005,
MoMA PS1, Long Island, New York, USA, Foto: Studio
Olafur Eliasson, © 2005, Olafur Eliasson; Jürgen
Scheere (u.) S. 22 dominicprimar.ro S. 23 Victoria
Jung S. 24 China Hopson; Sofie Puttfarcken; kalanep;
Julius C Schreiner (u. l.) S. 25 China Hopson; Paul
Maciel S. 26-29 Thomas Pirot S. 27 (u. r.) Moritz
Bernouilly S. 28 Kirsten Bucher S. 30 Adriana Osanu

Nachdruck & Vervielfältigung

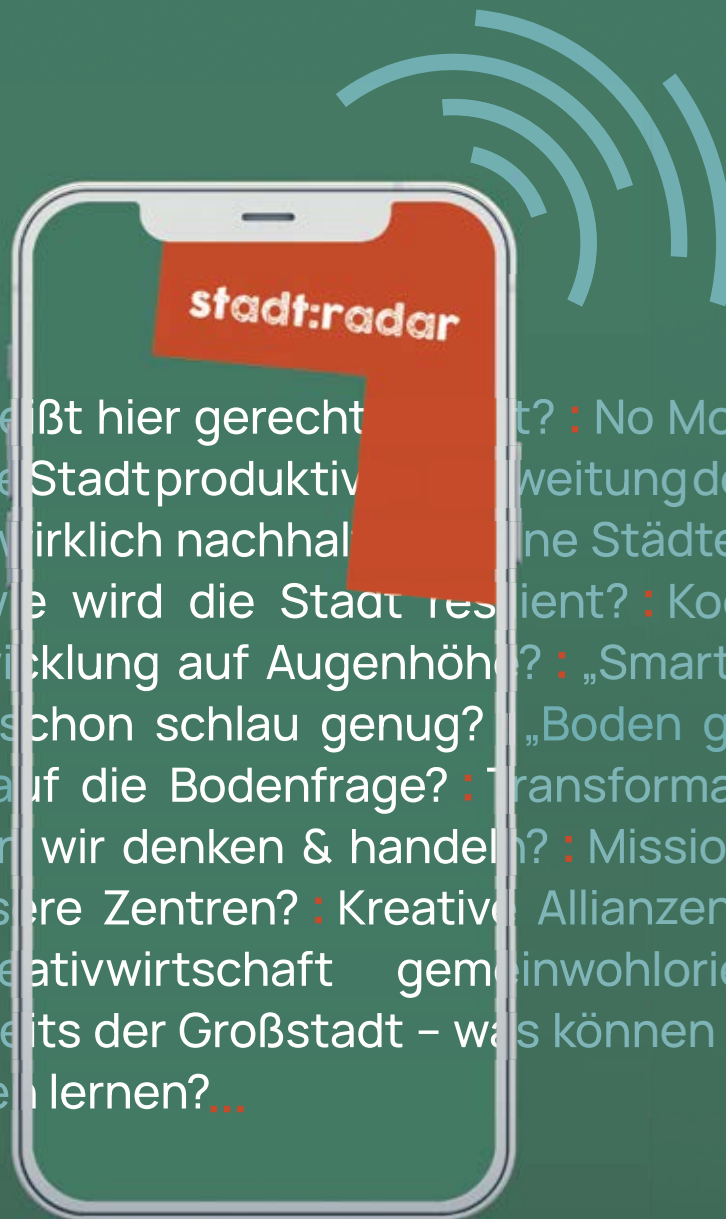
Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur mit
genauer Quellenangabe gestattet.
Bitte schicken Sie uns zwei Belegexemplare zu.

ISBN 978-3-98655-015-8, Bonn 2022

stadt:radar

Der Podcast rund ums Stadtmachen, Stadtdenken und Stadtentwickeln

Jeden letzten Donnerstag im Monat erscheint der
Debattenpodcast der Nationalen Stadtentwicklungspolitik
zur Neuen Leipzig-Charta.



: Just City - was heißt hier gerecht? : No More Business as Usual - wie bleibt die Stadt produktiv? : Erweiterung der Komfortzone - wie schaffen wir wirklich nachhaltige Städte? : Robust und zukunftsfähig - wie wird die Stadt resilient? : Koop.Stadt - wie gelingt Stadtentwicklung auf Augenhöhe? : „Smart City“ - ist die Stadt jetzt nicht schon schlau genug? : „Boden gewinnen“ - ist das die Antwort auf die Bodenfrage? : Transformation gestalten - wie groß müssen wir denken & handeln? : Mission Innenstadt - wie retten wir unsere Zentren? : Kreative Allianzen - wie können Kunst- und Kreativwirtschaft gemeinwohlorientiert Stadt entwickeln? : Jenseits der Großstadt - was können die großen von den kleinen Städten lernen?...

Überall wo es Podcasts gibt und auf
machtstadtgemeinsam.de

»If you want
to go fast
go alone.
If you want
to go far
go together.«

Afrikanisches Sprichwort